

ELSE URY
PROFESSORS ZWILLINGE
In Italien

Eine Geschichte für kleine Jungen und Mädchen



TOSA VERLAG

Die Erzählung PROFESSORS ZWILLINGE umfaßt die Bände

PROFESSORS ZWILLINGE Bubi und Mädi

PROFESSORS ZWILLINGE In der Waidsschule

PROFESSORS ZWILLINGE In Italien

PROFESSORS ZWILLINGE Im Sternenhäus

PROFESSORS ZWILLINGE Von der Schulbank ins Leben

Im Auftrage hergestellte Sonderausgabe

Neubearbeitung: Trude Wilhelmy

Lizenzausgabe des Tosa Verlages, Wien

Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung, vorbehalten
bei Hoch Verlag GmbH, Düsseldorf

Umschlag: Johannes Schlicker

Illustrationen: Helmut Preiss jun.



O BELLA NAPOLI

In den Hauptbahnhof von Neapel, die Stazione centrale, fuhr der Zug aus dem Norden ein. Seit einer Viertelstunde lief ein Herr erwartungsvoll auf dem belebten Bahnsteig auf und ab. Immer wieder blickte er auf seine Uhr.

Jetzt schritt er aufgereggt an dem langen Zug entlang. Wo steckten sie denn nur? Wo waren nur seine Frau und seine Kinder, die er ein ganzes Jahr nicht gesehen hatte! Dunkelbraune, schwarzäugige Italiener, aber auch ausländische Vergnügungsreisende hasteten an ihm vorüber. Vergeblich spähte Professor Winter in fremde, gleichgültige Gesichter. Wo mochten sie nur sein – sein Bubi und sein Mädi?

»Facchino – facchino!« schrie und hallte es über den Bahnsteig nach Gepäckträgern. Da – plötzlich unter all dem Lärm – deutsche Laute, helle Kinderstimmen: »Vati – Vatichen!« Und dann hingen ihm auch schon seine beiden Kleinen am Hals, küßten und drückten ihn.

»Vatichen, liebes Vatichen, nun sind wir wieder bei dir!«

»Mein Bubi, mein Mädi! Seid ihr aber groß geworden in einem Jahr.« Mit dem einen Arm umschlang der Professor seine Zwillinge, mit dem anderen seine Frau. Frau Winter hatte Tränen in den Augen und brachte vor Freude kein Wort über die Lippen. Endlich hielt der Vater sein langentbehrtes Glück in den Armen.

Eine laute Stimme riß sie unsanft auseinander. Ein Gepäckträger fuhr gerade auf sie los.

Jetzt erst sah Professor Winter, daß er nicht nur seine beiden Kinder, Herbert und Suse, im Arm hielt, sondern auch noch ein bellendes, schwarzes Hündchen und eine kleine Puppe.

»Zuerst das Gepäck«, ordnete der Vater an.

»Nein, zuerst der Vesuv! Wo ist er?« Herbert sah sich in der von Menschen wimmelnden Bahnhofshalle suchend um.

»Den wirst du schon noch zu sehen bekommen, mein Junge«, vertröstete ihn der Vater. Er übergab einem Gepäckträger die Handtaschen und den Schein für das große Gepäck. Dann nahm er liebevoll den Arm seiner Frau. Suse hängte sich an seinen anderen Arm.

Herbert und sein Hündchen Bubi aber liefen aufgeregt hinter dem Gepäckträger Nr. 285, der das Handgepäck davonschleppte.

Wenn er nun ein Dieb wäre und mit dem Gepäck davonlief? Hoteldiener priesen mit lebhaften Handbewegungen die Vorzüge ihrer Hotels in allen möglichen Sprachen an. Man konnte sich kaum einen Weg durch diese Menschenmassen bahnen. Suse klammerte sich ängstlich an die Hand des Vaters.

»Du bist aber braun, Vatichen! Wie unser Teddybär!«

Etwas fremd erschien dem kleinen Mädchen das Gesicht ihres Vaters; die südliche Sonne hatte ihn stark gebräunt.

Als sie sich nun glücklich bis zu einem Taxi durchgewühlt hatten, war zwar der Gepäckträger Nr. 285 mit dem Handgepäck da, aber weder der zweibeinige noch der vierbeinige Bubi.

»Um Himmels willen, wo ist Herbert?« Frau Winter war von der langen Reise ziemlich abgespannt. Sie sah sich erschreckt nach allen Seiten um.

Suse begann zu weinen, obwohl sie schon zehn Jahre alt war.

»Herbert ist fort! Mein Herbert ist verlorengegangen!«

»Sei ruhig, Suschen, er wird gleich wieder da sein«, tröstete sie der Vater. Angestrengt hielt er in dem Menschengewühl Ausschau nach seinem Jungen. Ein kleiner Junge allein in dem Bahnhofsgetümmel einer fremden Stadt, das war eine unangenehme Geschichte.

»Herbert! – Herbert!« rief er in das Menschengewühl hinein.

»Herbert! – Herbert!« schluchzte Suse hinterdrein.

»Sollten wir uns nicht lieber gleich an die Polizei wenden, Paul?« schlug die Mutter mit blassen Lippen vor. »Unser Junge kann sich hier im fremden Land nicht einmal verständlich machen. Auf der langen Fahrt habe ich ihn beim Umsteigen nie aus den Augen gelassen. Jetzt, wo wir glücklich beisammen sind, muß das geschehen!« Es hätte nicht viel gefehlt und auch Frau Winter hätte wie ihr Töchterchen geweint.

Der Professor trat an einen Polizisten heran. In fließendem Italienisch erklärte er ihm, daß ihm sein zehnjähriger Sohn und dessen Hündchen verlorengegangen seien.

Der Polizist notierte die Angaben. Name: Herbert Winter aus Berlin – Alter: zehn Jahre – Aussehen: hellbraunes Haar, blaue Augen, frisches Gesicht – Kleidung: dunkelblauer Anzug, weiße Mütze – schwarzer Hund hört auf den Namen Bubi – Sprache: Deutsch.

Mit der lebenswürdigen Art der Italiener beruhigte der Polizist den aufgeregten Vater: »Keine Angst, Signore. Sie werden den Kleinen sicherlich – spätestens morgen – auf dem deutschen Konsulat in Empfang nehmen können!«

»Spätestens morgen – « Dem Professor blieb das Wort in der Kehle stecken. Inzwischen verging ja seine arme Frau vor Angst. Er gab seine Adresse und Telefonnummer an und bat, ihn sofort zu benachrichtigen, wenn der Junge gefunden worden sei.

Unterdessen hatte das Gedränge etwas nachgelassen. Auch die Menschenmenge hatte sich zerstreut. Taxis, Autos, Autobusse ratterten davon.

Professor Winter kehrte zu dem Taxi zurück.

Das war ein schlechter Anfang!

»Unser Junge wird bestimmt gefunden und auf dem Konsulat abgegeben, Fränzchen«, suchte der Professor seine Frau zu beruhigen.

Frau Winter hörte ihn gar nicht. Sie stand vor dem Auto und sah aufgeregt über den sonnenbeschienenen Platz.

»Paul, dort drüben, wo die Dienstmänner stehen, ist das nicht - ja, natürlich, das ist doch Herbert! Junge – Herbert!« Sie rief und winkte. Die Mutter hatte den Ausreißer entdeckt.

Schnell eilte der Professor über den Bahnhofplatz. Mitten unter den Dienstmännern standen gemütlich der zweibeinige und der vierbeinige Bubi. Der zweibeinige redete lebhaft in deutscher Sprache, der vierbeinige blaffte in der Hundesprache. Immerhin machte sich der zweibeinige noch besser verständlich. Die Dienstmänner lachten über den lustigen Kleinen und zeigten auf einen im Hintergrund der Stadt aufragenden Bergkegel.

»Vesuvio – si, piccolo – Vesuvio! Vesuv – ja, Kleiner – Vesuv!« riefen sie dabei.

»Aber der raucht ja gar nicht richtig – der hat ja nur schwarze Wolken drauf! Vater«, er lief dem Vater entgegen, den er gerade erblickte, »Vater, warum spuckt der Vesuv kein Feuer?«

Der nahm die Hand des kleinen Ausreißers, damit er ihm nun nicht mehr entweichen konnte. »Ja Herbert, Junge, wo warst du denn? Wo bist du denn nur geblieben? Mutti sorgt sich um dich, Suse weint, und ich habe die Polizei schon deinetwegen verständigt.« Es tat dem Vater leid, daß er

gleich in der ersten Stunde des Beisammenseins mit Herbert schimpfen mußte.

Seine Worte machten einen merkwürdigen Eindruck auf Herbert.

»Die Polizei, Vater, die italienische Polizei? Fein!« Der Junge strahlte über das ganze Gesicht. »Schade, daß du mich schon gefunden hast!«

»Und unsere Angst, Bubi?« Wenn die Eltern besonders zärtlich waren, verwendeten sie immer noch die Kosenamen aus der Kleinkinderzeit, »Bubi« und »Mädi«.

»Mutti ängstigt sich ja auch immer gleich, wenn ich nur einen Schnupfen habe. Ich mußte doch zuerst fragen, wo nun eigentlich der Vesuv ist, der immer Feuer spuckt. Aber sicher hast du uns angeschwindelt, Vater. Der Vesuv ist ja nicht anders als unser Berliner Kreuzberg.« Herbert war zunächst von Neapel ein wenig enttäuscht.

»Warte nur ab, Herr Neunmalklug«, meinte der Vater lächelnd.

Inzwischen waren die beiden Bubis beim Taxi angelangt. Suse fiel ihrem Zwillingsbruder um den Hals, als ob sie ihn schon Jahrelang nicht gesehen hätte. Die Mutter schloß ihn ebenfalls in die Arme, als müsse sie ihn noch nachträglich vor allem beschützen, was ihm hätte passieren können.

Und nun war man endlich abfahrbereit. Die Zwillinge saßen auf dem Rücksitz, Herbert hatte sein Hündchen, Suse ihre Puppe im Arm.

»Avanti – vorwärts«, rief der Vater. Der Taxifahrer gab Gas, und los ging es. Professors Zwillinge fuhren zum ersten Mal durch die Straßen von Neapel, das jetzt für ein ganzes Jahr ihre Heimat werden sollte.

»Was hättest du denn bloß in der fremden Stadt angefangen, wenn du uns nicht wiedergefunden hättest, Herbert?« Die Mutter konnte sich noch immer nicht beruhigen.

»Aber ich bin doch schon zehn Jahre alt«, begehrte der Junge auf. »Ich habe euch doch auch auf der Reise beschützt. Und Bubi hätte sicher eure Fährte gefunden. Und auch sonst hätte es nichts gemacht. Ich hätte mir ein Taxi genommen. Ich weiß doch die Adresse von Vaters Wohnung

– Tassostraße sieben.«

»Wenn du die Adresse nicht italienisch weißt, würde man dich kaum verstanden haben, mein Junge«, erklärte der Vater. »Via Tasso, sette, müßt ihr euch merken. Via heißt Weg, Straße auf italienisch; sette bedeutet zu deutsch sieben.«

»Natürlich – sept, sieben auf französisch. Das haben wir schon in der Waldschule gelernt, Suse. Aber ich brauche das gar nicht, ich zeige einfach.« Er hob sieben Finger in die Höhe. »Die Italiener machen das auch so.«

Der Vater schmunzelte. Um seinen Jungen war ihm nicht bange. Der hatte Beobachtungstalent und kam sicher gut durch die Welt.

Durch belebte Straßen, über grüne, blumengeschmückte Plätze fuhr das Taxi. Der Professor zeigte seiner Familie die schönsten öffentlichen Gebäude.

»Palmen, Suse, sieh nur, Palmen!« rief Herbert aufgeregt. Er puffte seine Schwester in die Seite.

Suse fuhr hoch. Sie hatte die Augen geschlossen. »Wo – wo? Ach, die langen Fliegenwedel, das sind Palmen? Die sind ja grau und verstaubt. Unsere Bäume sind im Frühling viel schöner.«

»Du wirst noch deine Freude an der herrlichen Pflanzenwelt haben, Suschen«, versprach der Vater.

»Unser Suschen ist müde. Das Kind ist das lange Fahren nicht gewöhnt. Es strengt ja uns Große schon an.« Auch die Mutter sah abgespannt aus.

»Nein, ich bin nicht ein bißchen müde«, behauptete das Töchterchen.

»Warum hast du dann die Augen geschlossen?« verwunderte sich der Bruder. »Schau nur, die Esel haben hier Fischernetze um, nur die Ohren schauen heraus.« Herbert hielt die Augen weit offen. Nichts entging ihm. Er nahm die neuen Eindrücke lebhaft in sich auf.

»Fliegenetze sind das«, erklärte der Vater, »gegen Stechfliegen und Moskitos. So, Suschen, jetzt kannst du die Augen aufmachen. Gleich wirst du das Mittelmeer sehen.«

»Ich will gar nichts sehen.« Suse kniff die Augen nur noch

fester zu.

»Nanu?« wunderte sich der Vater. Er kannte sein Töchterchen nicht wieder. Sie war doch sonst so liebenswürdig. Was hatte das Kind? Es war doch nicht krank? »Warum willst du die Schönheiten deiner neuen Heimat nicht sehen, Herzchen?« erkundigte sich der Professor. Er legte seine Hand auf die Stirne der Kleinen. Sie war kühl.

»Nein, ich bin nicht krank! Ich will nur nichts sehen. Ich will den gräßlichen Vesuv, der Feuer spuckt, nicht sehen.« Da war es endlich draußen. Suse hatte Angst vor dem feuer-speienden Berg.

Die Eltern und Herbert lachten. »Mein dummes, kleines Mädchen!« Der Vater streichelte ihr beruhigend über die Wange.

»Der Vesuv ist augenblicklich nicht in Tätigkeit. Eine Wolke liegt darüber. Wie kann man nur solch ein Angsthäschen sein!« Suse blinzelte durch die Augen. Weiße Segelboote zogen wie Riesenschwäne ihre Bahn. Hochmastige Schiffe grüßten vom Hafen herüber. Fischerbarken tummelten sich auf den azurblauen Wellen. »O bella Napoli«, das Heimatlied der Neapolitaner klang vom Ufer herüber.

»O bella Napoli – o schönes Neapel!« wiederholte Frau Winter. Sie griff nach der Hand ihres Mannes.

Auch Suse dachte nicht mehr an den gefährlichen Vesuv. Die schöne Landschaft gefiel nun auch ihr.

Herbert aber wollte sofort in den Hafen fahren, um die großen Schiffe zu sehen. Nur schwer ließ er sich auf ein anderes Mal verträsten.

Der Wagen fuhr durch Santa Lucia, einem Stadtteil, in dem die schönsten Hotels liegen. Langsam kroch der Wagen die Bergstraße hinauf. Stets hatte man das leuchtendblaue Meer zur Linken. Weiße Villen standen in üppig blühenden Gärten. Der Vater zeigte seiner Frau und seinen Kindern die fremdländischen Pflanzen.

»Schau nur, Suschen, Granatblüten – die dunkelroten dort. Und die weißen Blüten, die so stark duften, das sind Orangenblüten. Wir haben jetzt hier Blüte und Frucht zugleich an den Bäumen. Dies hier sind Weinberge. Vignen nennt

man sie hier.«

»Das ist eine Zypresse dort, Vater, nicht wahr?« Sobald es sich um Bäume und Blumen handelte, war Susés Interesse geweckt.

»Nein, eine Pinie, Kind. Wißt ihr den Unterschied, das Erkennungsmerkmal nicht mehr? Ich habe es euch schon zu Hause erzählt.«

»Natürlich wissen wir das noch«, warf sich Herbert in die Brust. »Eine Pinie sieht wie ein aufgespannter Regenschirm aus und eine Zypresse wie ein geschlossener.«

»Die Kiefern in unserer Waldschule sind ebenso schön wie die Pinien.« Suschen entpuppte sich als kleine Patriotin.

»Sind wir denn noch nicht bald da?« Sie war jetzt doch schon von der Reise und von all den neuen Eindrücken müde.

Da hielt der Wagen auch schon in der Via Tasso sette. Suse war plötzlich wieder ganz munter. Neugierig musterten die Kinder das weiße Haus. Es lag in der Mitte eines Gartens. Hier sollte nun ihr neues Heim sein.

Vor der Gartentür stand ein Mann, er hatte nur ein Hemd und eine Hose an. Seine sonngebräunte Haut sah wie Bronze aus. Bubi beschnupperte ihn mißtrauisch.

»Das ist Pietro, unser Hausmeister. Gebt ihm die Hand und sagt ihm guten Tag.«

Die Mutter reichte Pietro als erste die Hand. »Buon giorno«, sagte Pietro. Das hieß auf deutsch »Guten Tag«. Er lachte vor Freude über die Ankunft der deutschen Gäste.

»Du, Herbert, der Mann trägt Ohrringe!« Das war das erste, was Suse entdeckte.

Wirklich – große goldene Ringe baumelten in den braunen Männerohren. Aber Herberts Interesse galt dem Gepäck, das der Taxifahrer ablud. Ob auch alles da war? Er fühlte sich als Reisebegleiter von Mutter und Schwester dafür verantwortlich.

Pietro rief etwas in den Garten hinein. Die fremde Sprache klang den Kindern wie Kauderwelsch in die Ohren. Nur das Wort »subito – subito – « hörten sie heraus.

Eine Frau kam eiligst herbeigelaufen. Sie hatte schwarzes

Haar, lebhaft schwarze Augen im dunklen Gesicht und ein rotes Tuch um die Schultern. Sicher hieß sie »Subito«. Sie ergriff beide Hände der deutschen Dame und zog sie an sich. Gleichzeitig ließ sie einen unverständlichen italienischen Wortschwall los. Und obwohl Frau Winter die italienische Sprache beherrschte, verstand sie kaum ein Wort davon.

»Das ist Teresina, Pietros Frau, die für uns kochen und der Mutter im Haushalt helfen wird«, stellte der Vater vor.

»Ich denke, sie heißt Subito«, flüsterte Suse dem Vater zu. Teresina streichelte liebevoll über Suses kurzgeschnittenes, hellbraunes Haar.

»Subito heißt schnell, rasch, plötzlich«, lachte der Vater. Sie schritten durch einen wundervollen Palmengarten dem Haus zu.

»Du, Suse, schau nur, da wachsen ja Zitronen und Apfelsinen - richtige Apfelsinen! Dürfen wir sie abpflücken?« Herbert schaute aufgeregt in das dunkle Laub, aus dem die goldenen Früchte leuchteten. Er wollte sofort auf den Baum klettern.

»Morgen, Kinder, jetzt wollen wir erst einmal ins Haus gehen.«

War das ein merkwürdiges Haus! Überall gab es Terrassen, und ein Bogengang von weißen Säulen lief um den Hof herum.

»Sind die großen, dunkelblauen Glockenblumen herrlich!« rief Suse begeistert und zeigte auf das Blütengerank an den Säulen.

»Das ist Klematis, wie wir sie auch bei uns zu Hause haben. Nur werden die Blüten im Norden nicht so groß, so üppig wie in Italien. Und nun seid mir von Herzen willkommen, meine Lieben.« Der Professor umarmte seine Frau und seine Kinder.

»Daß wir nur wieder beisammen sind!« sagte die Mutter freudestrahlend. Wenn ihr auch ein wenig bang vor dem Leben in einem fremden Land war, hatte sie doch ihren Mann und ihre Kinder glücklich vereint bei sich.

Die Kinder waren inzwischen durch eine große, offene Halle

in das Haus gestürmt. Auf dem spiegelblanken Mosaikboden in der Vorhalle begann Herbert sofort zu schleifen. Suse, so müde sie auch war, rutschte hinterdrein.

»Na, ihr scheint euch ja schon ganz wie zu Hause zu fühlen, Krabben«, lachte der Vater.

»Wohnen wir oben oder unten?« erkundigte sich Suse.

»Oben und unten. Im Erdgeschoß liegen das Eß- und Wohnzimmer, mein Arbeitsraum und die Küche, oben die Schlafzimmern. Ich habe das ganze Haus für uns gemietet.«

»Ganz allein für uns? Fein! Da können wir Krach machen, soviel wir wollen. Da schickt niemand 'rauf und bittet um Ruhe.«

»Nehmt es euch nur ja vor«, lachte der Vater.

»Wo ist denn unser Kinderzimmer? Meine Lotti muß jetzt ins Bett. Die Schlafaugen fallen ihr schon zu.« Dabei schien die Puppenmutter nicht weniger müde zu sein.

»Das Kinderzimmer ist im oberen Stockwerk. Von dort hat man einen herrlichen Blick auf das Meer und auf den Vesuv.«

Suse riß die kleingewordenen Augen wieder weit auf. »Auf den Vesuv, Vati? Der Vesuv guckt in unser Kinderzimmer? Da schlafe ich nicht. Da fürchte ich mich ja zu Tode!« Suse fing wirklich zu weinen an.

»Mädchen sind schrecklich dumm!« sagte Herbert, der sich ganz als Mann fühlte, zum Vater. Er jagte mit dem kläffenden Bubi die weiße Marmortreppe hinauf in das obere Stockwerk.

»Wir werden Suse das Zimmer in den Garten hinaus geben, damit das Kind zur Ruhe kommt und sich nicht aufregt«, schlug der Vater vor. Suse wollte nichts mehr sehen, nichts mehr essen, nur ins Bett. Sie war todmüde. Als sie sich davon überzeugt hatte, daß der gefürchtete Vesuv von ihrem Fenster aus nicht sichtbar war, ließ sie sich wie ein kleines Kind von Mutti waschen und zu Bett bringen. Kaum hatte sie noch Zeit, das weiße Moskitonetz zu bewundern, das ihr Bett umhüllte, beinahe vergaß sie, ihrem Vati einen Gute-nachtkuß zu geben. Sie schlief noch vor ihrer Schwarzwald-Lotti ein.

Aber der Zwillingsbruder war noch ganz vergnügt. Er schnupperte mit Bubi in allen Winkeln des neuen Hauses umher. Dann ließ er sich die von Teresina gekochten Makaroni mit Tomatensoße und Parmesankäse gut schmecken. Er war von der Terrasse nicht ins Bett zu bekommen. Man hatte doch einen so herrlichen Blick auf das Meer. Süß und schwer strömte der Blütenduft. Vom Meer klang es - o bella Napoli!

AUSGESCHLAFEN

Am nächsten Morgen erwachten die Zwillinge durch lautes Rufen. Herbert wollte mit einem Satz aus dem Bett und ans Fenster. Aber er stieß auf einen merkwürdigen Widerstand. Irgendein weißes Etwas, in das er sich verwickelte wie eine Fliege im Gewebe einer Spinne, hielt ihn fest. Was war denn das für ein dummes Netz? Träumte er noch? Er zerrte heftig an dem Ding – ritsch - ratsch –, da hing es in Fetzen. Herbert aber sprang verschlafen hindurch. Es war noch dunkel im Zimmer. Dichte, braune Vorhänge waren vorgezogen und ließen die Sonne nicht in das Zimmer. Eben hatte Herbert noch von der Waldschule geträumt. Er fand sich nicht in der Wirklichkeit zurecht. Wieso war es denn so finster in dem Kinderzimmer? Es war doch sonst immer ganz hell, wenn er in die Schule ging.

»Giorno – Mattina – Giorno – Mattina – « klang das Rufen von der Straße herauf.

Nanu?

Plötzlich riß auch der Vorhang, der Herbert von der Wirklichkeit trennte. Das waren italienische Laute – er war ja nicht mehr in Berlin. Hurra – er war ja in Italien beim Vater!

Der dunkle Stoffvorhang ließ sich nur schwer wegschieben. Aber da war ja gar kein Fenster! Eine große Glastür führte zu einer Terrasse hinaus. Strahlender Sonnenglanz lag auf ihr. Im Garten blühten die Blumen und die Vögel sangen ihr Morgenlied.

Aber die Glastür wollte nicht aufgehen. Überall stieß Herbert auf Widerstand. Er begann an der Tür aus Leibeskräften zu rütteln, während es von der Straße herauf schallte: »Limone – limone!«

Suse war inzwischen auch von dem lauten Rufen munter geworden. Wieso schlief sie denn heute am Fenster? Sie kam ja mit dem Kopf durch die Gardine. Nach welcher Seite sie sich auch wandte, überall war ihr der alte Vorhang im Weg. So machte sie es so, wie sie es von klein auf im Dunklen gemacht hatte. Sie rief laut: »Mutti – Mutti!«

Mutti hörte nicht. Das Schlafzimmer der Eltern lag auf der anderen Seite des Hauses. Aber plötzlich wurde es trotzdem hell im Zimmer. Herbert öffnete die Tür und sagte: »Guten Morgen, Suse. Warum schreiest du denn so laut?«

»An meinem Bett hängt ein dummer Vorhang, ich kann gar nicht aufstehen. Und so finster ist es hier in Italien.«

»Die Gardine, das ist ja das Moskitonetz, Suse. Meines habe ich schon zerrissen. Komm, ich helf' dir heraus!« So, nun war auch Suse glücklich aus dem Bett.

»Der Fußboden ist ja so kalt!« Trotz Muttis Verbot waren sie zu Hause immer barfuß herumgelaufen. Sie nahmen sich nie Zeit, ihre Hausschuhe anzuziehen.

»Hier in Italien haben die Häuser Steinfußböden«, belehrte sie Herbert. Obwohl er genau so alt war wie Suse, wußte er immer alles besser. »So, da sind deine Morgenschuhe. Und jetzt komm und hilf mir die Balkontür aufmachen. Die ist so fest verschlossen!«

Suse war die geschicktere von beiden. Bald hatte sie den fremden Mechanismus erfaßt. Sie ging immer mit Überlegung ans Werk, nicht mit Gewalt wie Herbert.

Ach, war das herrlich zu dieser frühen Morgenstunde auf der sonnenbeschienenen Terrasse. Über seltsame Bäume, die sie nicht kannten, blickten die Kinder neugierig auf die Straße. Frauen in bunten Gewändern gingen die Straße entlang. Dunkelhäutige, halbwüchsige Jungen liefen dazwischen auf und ab und schrien: »Mattina – Giorno – Mattina – Giorno!« Ein kleiner Verkäufer schob seinen Wagen mit gelben Früchten vor sich her und rief: »Limonade – limone!«

»Ob das Limonade heißt?« fragte Herbert.

»Die Früchte sehen eigentlich wie Apfelsinen aus«, meinte Suse.

»Es sind aber Zitronen!« sagte eine andere Stimme.

Ja, woher kam die Stimme? Die Zwillinge sahen sich erstaunt um. Ach, da waren ja noch mehr Glastüren auf der Terrasse. Und an einer von ihnen stand der Vater und hatte das Gesicht mit Seifenschaum beschmiert. Er rasierte sich gerade. »Schlagsahne« hatte Suse den Seifenschaum genannt, als sie noch klein war.

»Vati – liebes Vatischen – wie schön, daß wir wieder bei dir sind.«

Suse umarmte ihren Vater zärtlich. Sie freute sich, ihren Vati wieder bei sich zu haben.

»Nicht so wild, mein Mädchen, sonst schneide ich mich. Na, haben meine Hemdenmätze gut im neuen Heim geschlafen?« Der Vater strahlte vor Freude, daß er seine Zwillinge wieder bei sich hatte.

»Ja, Vater, nur das dumme Moskitonetz muß abgenommen werden. Da findet man sich ja gar nicht im Bett zurecht. Ich habe meins schon abgerissen«, erklärte Herbert.

»Na, du bist ja tüchtig«, schmunzelte der Vater. »Aber wenn ihr kein Netz habt, könnt ihr überhaupt nicht schlafen. Denn da stechen euch die Moskitos und Zanzare!«

»Sind das Mücken?« Herberts Interesse für alles, was krabbelte und flog, war erwacht.

»Ja, mein Junge, eine Stechmücke, die hier in den südlichen Ländern eine große Plage sein kann, wenn man sich nicht vor ihr schützt.«

»Und warum schreien die Jungen auf der Straße so laut, daß man gar nicht schlafen kann?« beschwerte sich Suse.

»Sie rufen die Zeitungen aus. Hört ihr, ›Mattina‹, das heißt Morgen, und ›Giorno‹, das heißt Tag. Es sind die wichtigsten Zeitungen in Neapel, die am meisten gelesen werden«, erklärte der Vater.

»Und was heißt ›Limone‹, Vati?«

»›Limone‹ heißt Zitrone. Die kleinen Zitronenverkäufer bieten ihre Waren an.«

»Ist das lustig«, sagte Herbert. »Ich möchte auch einmal so schreien.«

»Du schreist schon laut genug«, kam es aus einem Bett. Die Mutter, die eigentlich noch gern ein wenig länger geschlafen hätte, war von der Unterhaltung aufgewacht. »Kinder, ihr werdet euch da draußen im Nachthemd einen Schnupfen holen«, warnte sie besorgt.

»Hier in Italien ist es selbst im Winter warm!« ereiferte sich der Herr Sohn. »Auf italienisch gibt's überhaupt gar keinen Schnupfen.«

»Du mußt es ja wissen«, lachte der Vater. »Gerade hier am Meer, wo es abends stark abkühlt, kann man sich leicht erkälten. Aber nun, marsch, wascht euch, zieht euch an, damit wir zusammen frühstücken können. Ich habe mir heute Urlaub genommen, damit ich euch Neapel zeigen kann.«

»Fein!« rief Herbert. Aber Suse erkundigte sich zaghaft: »Müssen wir denn nicht in die Schule?«

»Zuerst müßt ihr Italienisch lernen. Ihr bekommt Privatunterricht. Ich möchte, daß ihr später das Gymnasium besucht.«

»Natürlich, wir waren in der Waldschule schon in der fünften Klasse«, meinte Herbert.

»Da käme eine internationale oder eine italienische Schule in Betracht«, überlegte der Vater weiter.

»Ich gehe in eine italienische Schule«, sagte Herbert fest entschlossen, »du auch, Suse?«

»Ich gehe dahin, wo du hingehst.« Von klein auf war das schon so gewesen. Suse war der getreue Schatten ihres Zwillingbruders, der sich stets als ihr Beschützer fühlte.

Während sich die Zwillinge wuschen und anzogen, stellte Pietro auf der Terrasse einen großen, roten Sonnenschirm auf. Wie eine rote Riesenblume stand er in der blauen Luft. Teresina deckte den Frühstückstisch. Als die Kinder am Kaffeetisch erschienen, lag auf jedem Platz eine herrliche Rose. Pietro hatte sie ihnen verehrt. Teresina hatte frischen Maiskuchen für die »Engelchen« gebacken.

Herbert biß erwartungsvoll hinein und – spuckte den Bissen sofort wieder aus.

»Pfui Teufel! Das schmeckt ja abscheulich! Kein bißchen süß. Koste einmal, Suse!«

Suse hatte eigentlich wenig Lust dazu. Aber was Herbert getan hatte, mußte sie doch auch tun. Sie kostete und – spuckte ebenfalls. Denn sie war ja sein Zwilling.

»Aber Kinder, wie ihr euch benehmt!« tadelte die Mutter.

»Was soll denn Vati von euch denken? Der glaubt sicher, ihr seid in seiner Abwesenheit ganz verwildert.«

»Der Kuchen schmeckt aber nach Rizinusöl«, entschuldigte sich Herbert.

»Nach Rizinusöl?« fragte der Vater belustigt. »In Italien wird alles mit dem besten Olivenöl gekocht und gebraten. Dort drüben, die grauen Bäume, das sind Olivenbäume. Aus den kleinen Früchten wird das Öl gewonnen. Ihr müßt euch Pfirsichgelee auf den Polentakuchen streichen. So, Suschen, jetzt probiere einmal.« Er reichte ihr ein Stück Kuchen mit Fruchtgelee.

Ja, jetzt schmeckte es! Auch Herbert kostete von dem Maiskuchen. Aber die Brötchen schmeckten ihm doch besser.

Es war ein wundervolles Gefühl, wieder gemeinsam mit dem Vater nach so langer Zeit am Tisch zu sitzen. Im Garten dufteten die Blumen, und in der Ferne sah man das blaue Meer. »Auf dem Vesuv liegt eine schwarze Wolke«, sagte Herbert und starrte in die Ferne.

»Das ist Rauch, der aus dem Innern kommt«, erklärte der Vater.

Der Bissen blieb Suse vor Schreck im Hals stecken. Sie hatte noch gar nicht an den gefährlichen Berg gedacht.

Irgendwo auf der Straße bellte ein Hund.

»Bubi, mein armer Bubi – ich habe mich ja heute noch gar nicht um ihn gekümmert.« Jetzt blieb dem anderen Zwilling vor Schreck der Bissen in der Kehle stecken. Erst jetzt dachte er an seinen vierfüßigen Freund. Pietro hatte ihm gestern abend in der Küche ein Plätzchen zurechtgemacht.

»Und meine Schwarzwald-Lotti habe ich auch noch nicht gewaschen. Die ist noch ganz schwarz von der Reise.«

»Dann sieht sie eben wie eine Italienerin aus«, meinte Herbert gleichmütig. Er wollte sein Frühstück stehenlassen, um nach Bubi zu sehen.

»Du bleibst sitzen. Zuerst wird gefrühstückt. Pietro hat sicherlich schon für den Hund gesorgt!«

»Aber der arme Bubi versteht Pietro doch gar nicht, der spricht nur Italienisch!« Mit dem letzten Bissen schoß Herbert wie ein Pfeil davon. Suse lief hinterdrein.

Bums! Da lag der eine Zwilling – bums! da lag auch Suse als der getreue Schatten auf der Nase. Sie waren beide auf der glatten Marmortreppe ausgerutscht. Beide rieben sich

das schmerzende Knie, sahen einander kläglich an – und lachten darauf. Geteilter Schmerz ist halber Schmerz.

Bubi war närrisch vor Freude, als er seinen kleinen Herrn wiedersah. Er hatte sich sehr einsam in der fremden Umgebung gefühlt. Er knurrte Pietro, der ihn mit allerlei Kosennamen anlockte, feindselig an. Aber für Teresina, die ihm eine kleine Schüssel mit Milch hingestellt hatte, hegte er schon freundlichere Gefühle. Die Sprache, die durch den Magen ging, verstand er.

»Cane – piccolo cane«, lachte Pietro und zeigte seine Zähne. Hund – kleines Hündchen, bedeuteten die Worte. Die Kinder blickten ebenso verständnislos drein wie der Hund.

»Cane«, sagte Pietro noch einmal und zeigte auf das Hündchen.

»Nein, Bubi heißt er«, verbesserte Herbert. Jetzt machte Pietro ein verständnisloses Gesicht.

»Bubi – Bubi heißt er«, schrie der zweibeinige Bubi jetzt aus Leibeskräften dem Italiener ins Ohr. Dabei betrachtete er mit großem Interesse die Goldohrringe in Pietros Ohren. Suse hatte inzwischen Teresina besucht. Die Hausmeisterleute bewohnten Küche und Zimmer im Kellergeschoß. Sehr ordentlich sah es darin nicht aus. So viel sah selbst die zehnjährige Suse. Es roch auch stark nach Knoblauch und Zwiebeln. In den Betten krabbelte eine Katzenfamilie – sieben junge Kätzchen mit der Katzenmutter. Waren die aber lieb!

Teresina nahm ein Kätzchen und legte es mit vielen freundlichen Worten Suse in den Arm. War das Kätzchen ein Geschenk, oder war es nur geborgt? Suse hätte es zu gern gewußt.

»Herbert, schau nur das liebe Kätzchen an!« rief sie dem Bruder zu. »Es miaut auf deutsch, eben hat es ganz deutlich ›miau‹ gesagt.«

»Unsinn!« sagte der Bruder nachdrücklich. »Jede Katze miaut, wie ihr der Schnabel gewachsen ist.«

»Schnabel – seit wann hat eine Katze einen Schnabel?«

Herbert lief herbei. Aber noch eiliger hatte es der vierbeinige Bubi. Mit einem Satz war er auf dem Bett. Er bellte laut

und schnappte nach den jungen Kätzchen. Die alte Katze fauchte und versetzte dem Hund eine Ohrfeige. Ein wilder Kampf entspann sich zwischen den beiden.

Herbert bog sich vor Lachen. Aber Suse rief aufgeregt: »Bubi, wirst du wohl aufhören! Die kleinen, armen Kätzchen ängstigen sich so! Herbert, ruf doch Bubi zu dir!« Sie weinte beinahe vor Aufregung.

Da aber beförderte Pietro den schwarzen Störenfried durch das Fenster an die Luft. Die alte Katze sprang hinterdrein. Im Garten unter Palmen, Orangen, Gummibäumen und Kakteen begann die wilde Jagd. Was kümmerten den bellenden Bubi die fremdländischen Pflanzen und Bäume. Er rannte wie im Berliner Tiergarten dahin – schwupp – da kletterte die Katze auf eine Palme. Bubi umkreiste die Palme und bellte wie besessen. Sein Angriffsgebell ging in ein klägliches Jammern über. Er hatte nähere Bekanntschaft mit einem stacheligen Kaktus gemacht. Die Stacheln waren noch schlimmer als Katzen. Nein, Bubi war nicht begeistert von Italien.

Die Mutter hatte bereits mit dem Auspacken begonnen. Suse erschien aufgeregt mit dem Kätzchen auf dem Arm im Zimmer. »Vati, ich muß schnell Italienisch lernen. Gleich heute, ja, Vati?«

»Warum hast du es denn so eilig? Hast du nicht noch ein paar Tage Zeit?« fragte der Professor lächelnd.

»Nein, Vati. Das süße Kätzchen weiß sonst nicht, ob es mir gehört oder Teresina. Am Ende hat sie es mir nur geborgt.«

»Ich werde sie fragen«, versprach der gute Vater. »Jetzt wollen wir der Mutti beim Einräumen helfen, dann gehe ich mit euch.«

»Zum Vesuv – ja Vati – auf den Vesuv?« rief Herbert begeistert. Aber Suse machte schon wieder ängstliche Augen.

»Zuerst sollt ihr einmal die Stadt kennenlernen. Neapel ist herrlich, es wird euch sicher gut gefallen.«

Suse zweifelte, wenn sie an den Vesuv dachte.

»Dann gehen wir aber bestimmt zum Hafen, ja, Vati, zu den großen Schiffen«, bestürmte Herbert den Vater.

Das wurde versprochen.

Schnell wie der Wind ging das Auspacken. Die Zwillinge waren wieder einmal Muttis Heinzelmännchen. Sie liefen hin und her und trugen die Sachen in die verschiedenen Zimmer. Das Einräumen in die Schränke besorgte die Mutter lieber selber. Herbert war zwar sehr schnell bei der Arbeit, aber nicht sehr ordentlich. Suse durfte ihre Wäsche selber einräumen. Sie war ein gewissenhaftes Kind.

»Vati, warum hast du dein Fernrohr nicht auf der Terrasse stehen?« fragte Herbert. Er bewunderte in Vatis Zimmer die großen Sternkarten. Als bedeutender Forscher der Sternkunde war Professor Winter vor einem Jahr an das Observatorium nach Neapel berufen worden.

»Es steht auf dem Dach. Von dort habe ich einen noch weiteren Blick.« Natürlich gab Herbert so lange keine Ruhe, bis der Vater ihn auf das Dach führte. Auch Suse und Mutti kletterten mit hinauf.

Das Dach war ebenfalls eine Terrasse, ganz gerade und eben. Die Sonne brannte darauf.

»Worauf soll ich einstellen?« fragte der Vater und hantierte an seinem großen Fernrohr.

»Auf Berlin, Vati. Kann man die Omama durch das Fernrohr sehen?«

»Nein, Suse, das ist nicht möglich.«

»Aber man kann doch sogar die Sterne am Himmel sehen. Die sind doch weiter als Berlin«, wunderte sich auch Herbert.

»Man sieht die Sterne mit den bloßen Augen durch den Luftraum. Das Fernglas vergrößert sie nur. Berlin kann man nicht sehen. Da liegen viele Städte und Berge dazwischen. Das habt ihr doch auf der Reise hierher gesehen. So, nun habe ich das Fernrohr auf den Vesuv eingestellt. Erst lassen wir die Mutti durchschauen, Herbert.«

»Ich brauche nicht, Vati, ich nicht«, schmeichelte Suse.

»Gerade du solltest durchsehen, damit du erkennst, daß aus dieser Entfernung deine Furcht ganz unbegründet ist.«

»Der Rauch sieht gar nicht feurig aus«, stellte die Mutter fest.

»Man sieht den Feuerschein nur am Abend im Dunkeln«,

bestätigte der Professor.

»Bitte, bitte, liebe Mutti, laß mich auch durchschauen.« Herbert konnte es nicht erwarten.

»Das sieht aus, als ob der Vesuv eine Zigarre raucht. Du kannst ruhig durchschauen Suse. Es ist nicht ein bißchen gefährlich!« sagte Herbert.

Na, wenn ihr Bruder das meinte, wagte Suse es endlich, einen Blick durch das Fernglas auf den feuerspeienden Berg zu werfen! Gut – daß sie so weit von dem Berg entfernt war. Schwarze Rauchschwaden stiegen zum Himmel empor.

»Wohnen wirklich Leute auf dem Vesuv?« erkundigte sie sich ängstlich. Sie konnte es sich nicht vorstellen.

»Am Fuß des Vesuvs liegen blühende Ortschaften. Weinberge ziehen sich an den Hängen hinauf. Es ist die fruchtbarste Gegend von Italien. In der Asche sind Düngesalze enthalten. Der Vesuvwein ist berühmt! Wir wollen ihn heute nachmittag versuchen. Weiter hinauf ist allerdings schwarze Lava. Da wächst nichts mehr. Der Direktor des Vesuv-Observatoriums, das unmittelbar unter dem Gipfel an geschützter Stelle liegt, ist ein guter Bekannter von mir. Er hat ein Töchterchen, das ihr einmal besuchen werdet. Da hast du gleich eine kleine Freundin, Suschen.« Liebevoll strich der Vater über das kurzgeschnittene, kastanienbraune Haar seines Töchterchens.

Suse machte aber durchaus kein begeistertes Gesicht. Die kleine Vesuvfreundin war ihr höchst unbehaglich.

»Ich brauche keine Freundin. Ich habe ja Herbert, Bubi, meine Lotti und vielleicht sogar das süße Kätzchen von Teresina. Ich will kein Vesuvkind zur Freundin haben!« wehrte sich Suse heftig.

»Hat sie nicht noch einen Bruder?« erkundigte sich Herbert lebhaft. Er fand es herrlich, auf dem Vesuv einen Freund zu haben.

»Ja, ein Junge ist auch dort, aber er ist älter als du. Die Kinder wohnen für gewöhnlich in Neapel, wo sie die Schule besuchen«, beruhigte der Vater seine beiden. »So, Fränzchen, jetzt habe ich auf die Insel Capri eingestellt. Willst du noch einmal durch das Glas sehen? Wenn man weiß, wo die

Insel liegt, kann man sie mit bloßem Auge erkennen, so klar ist die Luft.«

»Ich sehe hohe Felsen aus dem Meer aufragen, auch weiße Häuser sehe ich. Es muß dort herrlich sein!«

»Ich habe vor, den Urlaub mit euch auf Capri zu verbringen. Dort können wir im Meer baden und – «

»Gibt es dort auch Muscheln, Vati?« erkundigte sich Suse.

»Freilich, ganz große, und schöne Korallen.«

»Und die Blaue Grotte, Vater, die ist doch auch bei Capri. Kann man sie durch das Fernglas sehen?«

»Nein, mein Sohn, das Felsentor zur Blauen Grotte ist so niedrig, daß man sich im Boot lang ausstrecken muß, wenn man hineinfährt. Sonst bleibt der Kopf draußen«, scherzte der Vater.

»Aber nun avanti – subito! Vorwärts – schnell! Sonst wird es zu spät für die Stadtbesichtigung. Zu Mittag essen wir unterwegs etwas in einem Gasthaus.«

»Hurra«, rief Herbert begeistert dazwischen.

»Inzwischen bereitet uns Teresina die Hauptmahlzeit, das pranzo, das man hier erst gegen sieben Uhr einnimmt. Teresina kocht gut. Und du sollst die italienische Küche ja erst kennenlernen«, bemerkte der Professor zu seiner Frau.

»Ich dachte nach deutscher Art zu kochen, Paul«, meinte Frau Winter. Sie hatte wohl kein rechtes Zutrauen zu Teresinas Kochkunst.

»Es gibt hier andere Früchte, anderes Gemüse, andere Fische als bei uns im Norden. Das Öl spielt bei der Zubereitung eine große Rolle. Du wirst hier umlernen müssen, Fränzchen!«

Bald sah man den Professor mit seiner Familie durch die Straßen von Neapel wandern. Bubi lief fröhlich allen voran und bellte.

IN DER NEUEN HEIMAT

Der Professor beobachtete unterwegs seine Zwillinge. Sie waren einander wohl äußerlich sehr ähnlich, aber im Charakter doch sehr verschieden. Was machte hier in Neapel wohl den stärksten Eindruck auf sie? Herbert war von der Grotta nuova, einem großen Tunnel, in dem ohrenbetäubender Straßenlärm herrschte, restlos begeistert. Auch die Funicolare, die Drahtseilbahn, die die untere Stadt mit den auf den Bergen liegenden Stadtteilen verbindet, interessierte ihn lebhaft. Suse war der große Tunnel unheimlich. Sie schmiegte sich fest an den Arm des Vaters. Den Lärm dort unten fand sie gräßlich. Auch an der Drahtseilbahn fand sie keinen Gefallen. Was geschah, wenn das Drahtseil riß und man plötzlich in die Tiefe sauste? Sie hörte den technischen Erklärungen des Vaters gar nicht zu.

»Suse, die beiden Bahnen gehen gleichzeitig ab, die eine oben, die andere unten. Sie ziehen und halten sich gegenseitig durch das Drahtseil. In der Mitte treffen sie sich. Hast du's verstanden?« Herbert fühlte sich immer verpflichtet, seine Zwillingsschwester zu belehren.

»Was geschieht, wenn das Drahtseil aber abreißt?« war alles, was Suse davon begriffen hatte.

Auch Frau Winter hörte nichts von den technischen Auseinandersetzungen. Sie blickte still auf die herrliche Landschaft. Der Golf umgab die weißen Häuser Neapels wie ein leuchtendblauer Gürtel. Den Bergen vorgelagert, erhob sich harmlos der Vesuv, als hätte er nie blühende Städte und lebensfreudige Menschen unter seinem Aschenregen begraben. Dann glitt ihr Blick zu dem sonnengebräunten Gesicht ihres Gatten. Sie war glücklich, daß die Familie nun wieder vereint war. Der Vater hatte den beiden Kindern doch sehr gefehlt. Mit welcher Freude erklärte er ihnen alles Neue und bereicherte dadurch ihre Kenntnisse.

Obwohl es erst April war, war es um die Mittagsstunde schon recht heiß. In der Via Roma, der Hauptverkehrsstraße Neapels, herrschte geschäftiges Treiben. Durch den Straßenlärm klang das unverständliche Geschrei der vielen

Händler, die ihre Waren anpriesen. Die Zwillinge sperrten Augen und Ohren auf.

Ein Korallen- und Mosaikschmuckverkäufer heftete sich an die Fersen von Familie Winter. Immer wieder pries er seine Waren an, obwohl ihn der Professor abwies: »Wir kaufen nichts – niente - basta!«



Der Verkäufer hielt Suse eine kleine Mandoline aus hellblauen Mosaiksteinen vor die Augen: »O bellissimo – schön, serr schön für kleines Signorina«, versuchte er sie zu überreden.

Suse gefiel die kleine Mandoline sehr. Sie hätte sie gar zu gerne gehabt. »Vatichen«, bat sie, »kauf doch dem armen Mann die süße kleine Mandoline ab. Er bittet doch so!«

»Ausgeschlossen, Kind. Daran muß man sich hier in Italien gewöhnen. Die Händler und Bettler sind oft sehr lästig. Wenn man ihnen etwas abkauft, wird man sie gar nicht mehr los. In den Geschäften kauft man billiger.«

»Aber die Mandoline ist doch so lieb, bitte, bitte.« – fing Suse wieder zu betteln an. Der Italiener lief noch immer neben ihnen her. Er hielt die Mandoline verlockend in die Höhe.

»Nein, mein Herzchen. Du mußt dich daran gewöhnen, nicht alles haben zu wollen, was du siehst.«

Suse ging der Verweis sehr nahe. Aber zum Glück hatte sie nicht lange Zeit, der Mandoline nachzutruern.

»Sind das kleine Balkons hier in Neapel – wie Vogelkäfige. Vater, warum haben sie so häßliche, braune Vorhänge?« Herbert hatte seine Augen überall.

»Gegen die heiße Sonne, mein Kind. Schau nur, überall sind die Fensterläden gegen Staub und Hitze geschlossen.«
»Auf den Balkons sind gar keine Blumen gepflanzt«, bedauerte Suse.

»Nein, Balkonblumen kennt man hier nicht. Nur auf den größeren Terrassen werden Blumen gepflanzt. Schau, Suse, die Blumenverkäuferinnen haben ihre Waren auf der Straße in Glaskästen, damit sie frisch bleiben.«

»Suse, schau nur, wie schmal die Gassen hier sind und wie viele Steinstufen sie haben!« Herbert stieß die Schwester aufgeregt in die Seite. »Die Wäscheleinen sind kreuz und quer von einem Haus zum anderen gespannt, darauf trocknen die Leute ihre Wäsche. Vater, können wir nicht einmal durch so eine Gasse gehen?«

»Die Gäßchen sind zwar nicht sehr einladend und appetitlich, aber sie sind echt neapolitanisch. Kommt, wir wollen sie uns einmal näher ansehen.«

Puh – was war das für eine Luft! Auf dem Pflaster lagen Küchenabfälle, Bananen- und Orangenschalen, die die Leute einfach aus den Fenstern warfen. Dazu strömte aus den Häusern der brenzlige Geruch von in Öl gebackenen Fischen. Suse wurde ganz übel davon.

»Vati, gehen wir weiter, es riecht abscheulich hier.« Sie zog ihn zurück.

»Sei nicht so empfindlich, Suse«, ereiferte sich Herbert.
»Käse riecht auch schlecht und schmeckt trotzdem gut. Sieh nur, da kämmt eine Mutter ihr Kind vor dem Haus, und da schält eine Frau Kartoffeln, und dort steht eine sogar mitten auf der Straße am Waschtrog und singt«, rief Herbert erstaunt.

»Ja, das Leben des Volkes spielt sich in Neapel zum größten Teil auf der Straße ab«, bestätigte der Vater.

»Dort schreibt ein Mädchen ihre Aufgaben mitten auf der

Straße«, rief Suse verwundert.

»Jetzt lernen die Kinder hier wenigstens Lesen und Schreiben. Es gibt noch genug alte Leute, die es nicht können. Früher waren öffentliche Schreiber und Vorleser auf den Plätzen sehr gesucht«, erzählte der Vater den Kindern.

»Wie können große Leute nur so dumm sein!« Herbert war wieder einmal sehr schnell mit seinem Urteil.

»Seht nur, Kinder, dort auf den Steinstufen sonnen sich ein paar kleine, braune Nackedeis!« Aber als die Fremden vorübergingen, streckten sie ihre schmutzigen Händchen aus und bettelten: »Un soldo – un soldo!« Sogar die Kleinen, die kaum sprechen konnten, bettelten schon: »Un so – un so!«

»Muttichen, haben wir nicht alte Sachen für die armen, nackten Kinder?« bat Suse voll Mitleid.

»Die Kinder wollen deine Sachen gar nicht. Die gehen nackt, weil es so heiß ist und auch bequemer. Schaut euch nur die kleinen Makkaroniesser hier an.« Der Vater zeigte auf eine Gruppe bronzefarbener Jungen, die aus einem gemeinsamen Topf mit den Händen ihre Makkaroni herunter-schlungen. Sie entwickelten dabei eine ungeheure Schnelligkeit und Geschicklichkeit. Es sah aus, als ob sie um die Wette äßen.

»Wie unmanierlich die essen!« meinte Suse. »Ohne Gabel und Serviette.«

»Die kleinen Neapolitaner sind noch urwüchsig. Ihre Finger sind ihre Gabel«, lachte der Vater.

Aber die Zwillinge waren froh, als sie aus der engen, stickigen Gasse wieder in eine schöne, breite Straße einbogen.

An den Ecken standen Händlerinnen, die laut rufend ihre Südfrüchte anboten. Sie trugen bunte Käbme in den schwarzen Haaren und hatten farbenprächtige Tücher um die Schultern.

»Vati, ich habe Durst.« Herbert schielte zu den verlockenden Auslagen mit Orangen, Mandarinen, Feigen, Bananen und Datteln. Und Vati kaufte wirklich herrliche Orangen.

»Hier werden auch geschälte Orangen verkauft, nimm doch lieber die«, riet Herbert.

»Nein, das ist ungesund! Die italienischen Verkäuferinnen sind nicht alle sauber. Ihr dürft nur Früchte essen, die noch ungeschält sind oder gewaschen. Auch dürft ihr nie ohne Erlaubnis etwas von den Straßenhändlern kaufen. Versprecht mir das, sonst könnt ihr sehr leicht krank werden«, verlangte der Vater.

Das versprachen die Kinder und ließen sich die großen, saftigen Früchte gut schmecken.

Sie bewunderten noch die geschmackvollen Geschäfte in der Galleria Umberto und die eleganten Cafes und besichtigten das Königliche Schloß. Da bemerkte der Professor, daß nicht nur Suse blaß und müde aussah, sondern auch seine Frau.

»Nun werden wir nach St. Elmo hinauffahren und dort essen«, schlug er vor. »Von dem alten Kloster dort oben hat man den schönsten Blick auf Neapel und seine Umgebung.«
»Und der Hafen, Vater? Und das Aquarium? Du hast mir versprochen, daß wir heute hingehen.« Herbert und sein Bubi hatten noch lange nicht genug.

»Ihr bleibt doch mindestens ein Jahr hier, Herbert. Da müssen wir doch nicht gleich alles am ersten Tag erledigen. Zum Hafen gehen wir am Nachmittag. Jetzt brennt dort draußen zu sehr die Sonne. Soll ich ein Taxi nehmen, Fränzchen? Du siehst müde aus und Suse ebenfalls.«

»Ja, bitte ein Taxi, Vati!« Suse war plötzlich wieder ganz munter geworden.

Sie erholten sich bei einer herrlichen Autofahrt aus dem Stadtgewühl nach St. Elmo. Es ging den Corso Vittorio Emanuele in kühnen Windungen hinauf.

»Die Straße ist zum Teil auf Viadukten gebaut«, erklärte der Professor seiner Familie.

»Viadukt, was ist das, Vater?« erkundigte sich Suse.

»Es ist eine Art Brücke, die von Steinpfeilern getragen wird und eine Verbindung über ein Tal bildet.«

»Eisenbahnviadukte gibt es auch, Suse.« Herbert spielte sich schon wieder auf, obwohl er eigentlich auch nicht genau gewußt hatte, was ein Viadukt war.

»Können die auch nicht einstürzen?« Suse war und blieb

nun einmal ein Angsthase.

In den Gärten, die die Villen umgaben, blühte es in allen Farben, und es duftete berauschend. Da zeigte es sich, daß sich Suse bei Blumen und Bäumen besser auskannte als ihr Zwillingbruder.

Sie entdeckte einen Magnolienbaum, blühende Pfirsich- und Aprikosenbäume und einen Gummibaum. »Unsere Omama in Berlin hat auch so einen Gummibaum, nur ist er viel kleiner. Aber die großen Kaktusse finde ich gar nicht schön. Meine kleinen in Berlin sind viel netter.«

»Kakteen heißt die Mehrzahl von Kaktus, Herzchen«, verbesserte der Vater.

»Na, es heißt doch auch die Nuß – die Nüsse«, beschwerte sich Suse.

Aber die Feigenbäume mit ihren rundgezackten Blättern, die fleischigen blaugrünen Blätter der Agaven mit ihren herrlichen Blüten und die grauen Olivenbäume waren Suse fremd. »Da sind Kastanien«, rief Suse und war froh, daß sie wieder etwas Bekanntes sah.

»Ja, Suschen, das sind Edelkastanien. Ihre Früchte sind die Maroni. Sie werden auf dem Feuer geröstet und auf der Straße verkauft.«

Suse konnte kaum mehr schauen. Sie schloß müde ihre Augen, obwohl der Blick auf die Stadt, das Meer und die Berge um so herrlicher wurde, je höher man kam.

Und als man dann auf der Glasterrasse saß, die von Orangenbäumen umgeben war, mußte man wieder angestrengt die Speisekarte studieren.

»Was wollt ihr essen, Kinder? Ihr dürft euch heute ausnahmsweise etwas auswählen«, sagte der Vater.

»Fein, richtig nach der Speisekarte, Vater?« Die Zwillinge waren in ihrem zehnjährigen Leben noch nicht oft in einem Restaurant gewesen.

»Mit der Speisekarte werdet ihr nicht viel anzufangen wissen«, meinte der Vater lächelnd. »Sie ist italienisch, ihr versteht sie sicher nicht.«

»Aber Suppe und Braten verstehen wir doch, das kann in Italien auch nicht anders schmecken als in Deutschland«,

erklärte Herbert.

»Aber es heißt hier anders. Such dir also nur etwas aus, mein Kind, wenn du so schlau bist«, scherzte der Vater.

Da saß Herbert nun vor der großen, italienischen Speisekarte mit lauter fremdländischen Namen. Ja, war denn da nichts drauf, was er kannte? Aber er wollte seine Unwissenheit nicht eingestehen, obwohl er die italienische Bezeichnung der Speisen gar nicht kannte.

»Polio«, sagte er schließlich auf gut Glück, weil es das leichteste und kürzeste Wort war, das er fand.

»Siehst du«, lachte der Vater, »du bist gar nicht so dumm. Fränzchen, dir rate ich, Fritto misto zu essen. Das ist Gebackenes und besteht aus Leber, Kalbsmilz und Artischocken – eine italienische Spezialität, die besonders zu empfehlen ist.«

»Ich dachte, Misto heißt Mist«, sagte Herbert laut.

»Aber Junge - !« Es war wirklich gut, daß die Umsitzenden kein Deutsch verstanden. »Und was will unser Suschen essen?«

»Was Gutes.« Suse war viel zu müde, um selbst etwas zu wählen.

»Risotto, risotto alla Milanese, das wird dir gewiß schmecken.«

Der Vater rief »Cameriere«, worauf der Kellner erschien und die Bestellung entgegennahm.

»Warum nennst du den Kellner Kammer-Jöre und nicht Ober?« fragte Suse verwundert.

»Cameriere – das heißt Kellner auf italienisch. Mit einer Kammer oder gar mit einer Jöre hat das Wort nichts zu tun.« Der Vater hatte schon lange nicht so über seine Zwillinge gelacht wie heute.

»Ich habe Hunger«, sagte Herbert. »Wo bleibt mein Polio?« Er spielte sich vor Suse groß auf.

»Weißt du denn, was Polio heißt, Herbert? Polio ist Hammelbraten«, sagte der Vater. Er erinnerte sich noch daran, daß sein Sohn Hammelfleisch nicht gerne aß.

»Wirklich, Vati? Dann muß Suse den dummen Polio essen oder Bubi. Suse, tauschst du mit mir? Ich kriege dein Otto

oder wie dein Essen heißt, ja?»

»Risotto, Herbert.« Vater und Mutter lachten, daß sie Tränen in den Augen hatten.

»Na, meinetwegen.« Suse war damit einverstanden, weil sie viel zu müde war, um anderer Meinung zu sein.

Da brachte der Kellner die Speisen. »Polio«, sagte er.

»Hier, für das kleine Fräulein«, erklärte der Vater italienisch. »Risotto bekommt mein Sohn. Die anderen Speisen hierher, bitte.«

»Nanu?« sagte Herbert mit einem langen Gesicht und blickte auf seinen Reis und dann wieder auf den Teller seiner Schwester.

»Nanu? Das ist ja ganz gewöhnlicher Reis, und Polio ist überhaupt kein Hammel, sondern Huhn. Das esse ich ja gerne.« Er weinte beinahe vor Enttäuschung.

»Siehst du, Herbert, das kommt davon, wenn man seine Unwissenheit nicht eingestehen will. Kein Mensch ist zu alt, um noch zu lernen. Und ein kleiner, zehnjähriger Junge hat noch viel zu lernen.«

»Komm, Herbert, wir tauschen wieder«, sagte die gutmütige Suse, obwohl sie das gebratene Huhn recht anlachte. Sie zog den Duft prüfend ein. Auch Bubi verfolgte sachverständig und schwanzwedelnd den Gang der Dinge.

»Nein, wir teilen, wir sind ja Zwillinge!« rief Herbert und wurde rot. Suse war wirklich viel besser als er.

Und so geschah es auch. Polio und Risotto wurden unter den Zwillingen geteilt. Die Knochen bekam Bubi.

Sie aßen sogar mit Musikbegleitung. Bänkelsänger mit Gitarre, Geige und Harfe sangen italienische Volkslieder.

»Funicoli – funicoli – cola«, – oh, das kannten die Zwillinge. Ausgelassen sangen sie den Refrain mit. Der feurige Vesuvwein, den sie kosten durften, hatte sie ganz übermütig gemacht. Nach dem Essen spielten sie in den alten Felsmauern des ehemaligen Kastells Verstecken. Inzwischen genossen die Eltern den blumigen Rebensaft und die herrliche Aussicht.

Ein Kastell ist ein Schloß, so hatte ihnen der Vater erklärt. Es mußte ein sehr altes Schloß sein, denn die Steine waren

ganz grau und verwittert. Suse stellte sich vor, daß das Dornröschen seinen hundertjährigen Schlaf darin schlief. Es sprießte und blühte zwischen den alten Mauern. Es wuchsen Kletterrosen in üppiger Fülle, ganz wie bei Dornröschen. Suse versteckte sich in einer Mauernische, während Herbert sich die Augen zuhielt, um sie zu suchen.

Das kleine Mädchen saß in seinem Versteck, blinzelte in die Mittagssonne, lehnte seinen Kopf gegen die Steinmauer – und schlief ein. Das Neue, die Mittagshitze und das gute Essen hatten sie müde gemacht. Sie schlief mitten unter den Kletterrosen wie Dornröschen. Aber ihr Schlaf dauerte zum Glück keine hundert Jahre. Herbert suchte sie vergebens, er fand sie nicht. Aber ein anderer kam, um das schlafende Dornröschen zu wecken. Es war kein Prinz, der sie wachküßte – es war nur Bubi. Er beschnupperte sie mit seiner kalten, schwarzen Hundenase.

VON GROSSEN SCHIFFEN UND VON KLEINEN MENSCHEN

Herbert gab nicht eher Ruhe, bis er den Hafen zu sehen bekam. Ihn interessierten weder die schönen alten Plätze und Straßen noch das Fruchteis in einem Cafe der Galleria Umberto. Er wollte zum Hafen.

Bald waren sie auch auf dem breiten, weit in das Meer hinausgebauten Damm, dem »molo«. Vor ihnen bohrte sich der schlanke Leuchtturm in den blauen Himmel hinein. Die Sonne stand schon ziemlich tief über der Insel Ischia und spiegelte sich im tiefblauen Mittelmeer. Sie vergoldete die Schiffsmaste, die wie ein großer, dunkler Wald aus dem Hafen emporwuchsen.

»Vater, kann man den Leuchtturm besteigen?« erkundigte sich Herbert.

»Ja, freilich.«

»Wollen wir auch hinaufgehen?« bat Herbert.

»Nein, mein Junge, das ist heute für Mutter und Suse zu anstrengend. Ein anderes Mal.«

»Na, aber wir beiden Männer könnten doch hinaufklettern. Bubi kann ja inzwischen bei Mutti und Suse bleiben«, schlug Herbert vor.

»Nein, heute nicht, ihr habt genug Neues gesehen.«

»Bitte, Vati...«

»Herbert, sei nicht lästig, sonst gehen wir gleich nach Hause.«

Im Hafen wimmelte es von Menschen aller Rassen, aller Nationen. Die einen halfen beim Ein- und Ausladen der großen Schiffe, die anderen lungerten faul herum und bettelten die zahlreichen Fremden an. Man sah viele Matrosen mit fremdländischem Gesichtsschnitt und den verschiedensten Hautfarben.

»Ein Neger – ein schwarzer Neger!« schrie Suse plötzlich auf und zeigte auf ihn.

»Hast du schon einmal einen weißen Neger gesehen?« Herbert war wieder einmal klüger.

»Der ist sicher mit dem großen Schiff aus Afrika gekommen.« Der Vater wies auf ein Riesenschiff.

Der Neger hatte Suses Ausruf gehört, aber nicht verstanden. Er hatte jedoch bemerkt, daß von ihm die Rede war, denn Suse hatte ja auf ihn gezeigt. Er grinste freundlich, so daß sein breiter Mund von einem Ohr zum anderen reichte und die weißen Zähne in dem schwarzen Gesicht leuchteten.

»Hu, der sieht aber zum Fürchten aus!« Unser kleiner Angsthase schmiegte sich wieder einmal fest an den Arm des Vaters.

Auch Bubi wußte nicht recht, was er von dem Schwarzen halten sollte. Auf alle Fälle bellte er ihn einmal tüchtig an. Herbert kümmerte sich weder um den Neger noch um die fremdländischen Matrosen. Er interessierte sich nur für die Schiffe.

»Sind das Kriegsschiffe?« erkundigte er sich, als er Panzer- und Torpedoschiffe betrachtete.

»Ja, Herbert, hier auf dieser Seite ist der Kriegshafen, der Porto Militare. Er ist abgesperrt. Aber den Freihafen, den Porto Mercantile, können wir besichtigen. Wir werden uns ein Boot mieten und eine kleine Hafenrundfahrt machen.«

»Fein!« Die Kinder waren mit dem Vorschlag des Vaters restlos einverstanden.

Der Professor mietete das Boot, das sie schon die ganze Mole entlang verfolgt hatte. Bald waren sie von einem Rudel brauner Gestalten umringt, das ihnen die Schönheit einer abendlichen Rundfahrt lebhaft anpries. Wie Räuber kamen sie der ängstlichen Suse vor, aber es waren harmlose, lustige Gesellen. Sie halfen der Familie beim Einsteigen in das Boot und warteten auf ein gutes Trinkgeld. Denn Trinkgeld wollten sie alle haben, auch die, die nur daneben standen und faul zugeschaut hatten.

Das Boot glitt leise durch das plätschernde blaue Wasser. Da gab es viele Schiffe zu bestaunen, besonders die riesengroßen Ozeandampfer, die aus allen Erdteilen kamen. Sie luden hier ihre Fracht aus und nahmen dafür italienische Waren an Bord.



»Vati, was sind denn das für große Elefantenrüssel?« wunderte sich Suse.

»Es sind Kräne, große Eisenkräne, die Säcke, Ballen, Tonnen und Kisten aus dem Schiffsinneren heben und zu den großen Speichern befördern. Sitz ruhig, Herbert, du kannst von deinem Platz genug sehen, sonst kippt das Boot um.«

»Vater, kann man ein so großes Schiff auch besichtigen?« erkundigte sich Herbert.

»Warum nicht? Es liegen immer Schiffe im Hafen, die von Fremden besichtigt werden können.«

»Bitte, Vati, laß uns gleich eines anschauen, weil wir doch nicht auf den Leuchtturm geklettert sind.« Herbert sah seinen Vater bittend an. Der gute Vater konnte auch nicht widerstehen. Er sprach mit dem Bootsmann italienisch, worauf dieser auf ein großes Schiff zeigte und darauf lossteuerte.

»Du verwöhnst unseren Jungen, Paul«, sagte Frau Winter zu ihrem Mann. »Es muß nicht immer alles nach seinem Kopf gehen.«

»Nur heute«, lachte der Professor. »Ich habe ja meine Krabben so lange entbehren müssen. Ab morgen bin ich

wieder der strenge Vater.«

»Jawohl!« riefen die Zwillinge wie aus einem Munde.

Das Boot legte neben dem großen Schiff an. Es war ein deutscher Dampfer, daneben lag ein japanisches Schiff. Gelbhäutige, schlitzäugige Schiffsjungen wuschen dort halbnackt ihre Hemden und sangen ein fremdartiges Lied dazu.

»Wißt ihr, zu welcher Rasse die Matrosen gehören?« fragte der Vater. »Herbert, weißt du es?«

»Zur japanischen«, riet er auf gut Glück.

»Japan ist ein Land und keine Rasse. Seine Bewohner gehören zur mongolischen Rasse.« Der Professor wechselte einige höfliche Worte mit dem Kapitän des Schiffes, das zur Ausfahrt bereitlag. Dieser gestattete die Besichtigung.

Eine Schiffsbrücke wurde in das Boot hinuntergelassen. Einige Matrosen halfen den Gästen, an Bord zu klettern. Herbert war glücklich, Suse natürlich wieder ein wenig ängstlich dabei.

Der Professor stellte sich dem Kapitän vor, der aus Bremen stammte. Dieser übernahm in liebenswürdiger Weise selbst die Führung.

Das war ja ein richtiges, großes schwimmendes Haus, so ein Schiff. Die Kinder, die bisher nur kleinere Dampfer kannten, staunten sehr. Das lange Deck glich einer Gartenpromenade. In Kübeln waren Oleanderbäume und Palmen gepflanzt, in Kästen wurden herrliche Blumen gezogen. Liegestühle waren überall aufgestellt. Eine Musikkapelle hatte hier ihren Platz. Das Schiff hatte mehrere Stockwerke, genau wie ein großes Haus. Da gab es einen richtigen Speisesaal, Rauchsalons mit Klubsesseln, elegante Damenzimmer, Musikräume, Spielzimmer, Schreibräume, ja sogar einen Wintergarten. Suse bewunderte die kleinen Schlafkabinen. Sie waren nicht größer als ihr Bad zu Hause. Die runden Fenster sahen wie große Augen aus. Auf einem Türschild las man »Friseur«, auf einem anderen »Arzt«. Die Konditorei interessierte die Kinder besonders. Es mußte herrlich sein, einmal mit so einem großen Schiff zu fahren.

»Ich möchte bis nach Amerika damit fahren«, sagte Herbert

aus tiefster Seele.

»Ganz so weit geht es nicht, wir fahren morgen nur bis Genua«, lachte der Kapitän. »Na, wie wär's, Kleiner, willst du mit? In acht Tagen sind wir wieder zurück!«

»Fein!« rief Herbert und schielte zum Vater. Der lachte auch. Sicher nahm er den Vorschlag nicht ernst.

Um so ernster nahm ihn Herbert. Nachdem er noch die große Küche, die Vorratsräume und vor allem das herrliche Maschinenhaus mit der großen Schiffsschraube besichtigt hatte, stand sein Entschluß fest. Er mußte mitfahren. Der Kapitän hatte ihn doch so freundlich eingeladen. Wenn er nun einmal auf hoher See war, konnte man ihn schlecht wieder zurückschicken.

Der Herr Kapitän war ja ein Landsmann, der würde sicher für ihn sorgen. Er hörte kaum zu, als der Kapitän erzählte, daß es große Schiffe gäbe, die Sportplätze für Tennis und Golf und sogar Schwimmbassins und ein Kino hätten. Er dachte jetzt nur noch daran, ob er sich nicht irgendwo auf dem Schiff verstecken könnte, um mitzufahren. Keiner sollte ihn so leicht wiederfinden. Aber die Eltern und Suse, ja vor allem Bubi würde ihn doch vermissen. Nein, das ging nicht. Er mußte mit nach Hause fahren. Die einzige Möglichkeit war, daß er morgen früh zum Hafen lief und sich einschiffen ließ. Da konnte er sich auch noch ein Nachthemd und eine Zahnbürste mitnehmen.

Er versuchte, sich genau zu merken, wo das Schiff lag und wie es hieß. »Vineta«, sagte er sich immer wieder vor, um ja nicht den Namen zu vergessen.

»Also morgen in aller Früh sticht die >Vineta< in See. Wenn du nicht da bist, Kleiner, fahren wir ohne dich ab.« Der Kapitän neckte Herbert beim Abschied.

Herbert wurde rot bis über beide Ohren. Konnte der Kapitän Gedanken lesen? Er würde sicher da sein, keine Sorge!

»Zieht euch die Mäntel an. Gegen Abend wird es empfindlich kühl am Meer«, meinte der Professor.

Familie Winter bedankte sich herzlich für die Führung und kletterte zurück in ihr Boot. Das Meer lag blutrot in der Abendsonne.

»Der Vesuv brennt!« schrie plötzlich Suse und schmiegte sich aufgeregt an Muttis Schulter.

»Aber Suschen, das ist doch nur die untergehende Sonne, die ihn bestrahlt. Was ist das für ein bezaubernd schöner Abend!«

Der Bootsmann begann mit melodischer Stimme »Santa Lucia« zu singen. Auch Vater und Mutter sangen mit. Das Rauschen der Wellen und das Plätschern der Ruder war die Begleitmusik. Die Zwillinge schwiegen, obwohl auch sie das Lied kannten. Suse traute dem brennenden Vesuv nicht, Herbert plante seine Flucht am anderen Morgen. Er hatte ja noch gar kein italienisches Geld!

»Unsere Kinder sind müde! Es ist auch gar kein Wunder nach einem so anstrengenden Tag«, meinte die Mutter, denn daß die Zwillinge still waren, das kam nicht oft vor.

»Ich bin überhaupt nicht müde«, wehrte sich Herbert ge-kränkt.

»Ich auch nicht...« gähnte Suse. Denn sie wollte hinter ihrem Zwillingenbruder nicht zurückstehen.

»Hier legen die Schiffe aus Sorrent und Capri an«, erklärte der Vater. »Im Juli und August ist es in Neapel unerträglich heiß. Da nehme ich Urlaub, und wir fahren mit einem dieser Schiffe nach Capri.«

Ich fahre erst noch ganz woanders hin mit einem Schiff, dachte Herbert.

Obwohl es schon Abend war, herrschte am Kai immer noch reges Treiben. Jetzt kamen die Volksbelustigungen zu ihrem Recht. Überall war fröhliches Leben, Singen und Lärmen. Dazwischen hörte man neapolitanische Volksweisen. An den kleinen Austernbuden drängten sich Einheimische und Matrosen. Für wenige Lire gab es dort die »Frutti di mare – Früchte des Meeres«.

»Schau nur, Herbert, jede Bude ist wie ein kleines Aquarium. Nicht nur Austern werden hier angeboten, man sieht auch Tiere, die im Meer leben: Hummer, Krebse, Krabben, Tintenfische, seltsame Muscheln. Suse, schau dir nur die schönen Muscheln an. Die gefallen dir sicher. Und, Herbert, siehst du die Seeigeln, Seesterne, Korallen? – Ja, schläfst

du denn mit offenen Augen? Woran denkst du denn?« Der Vater wunderte sich mit Recht. Sein Sohn zeigte absolut kein reges Interesse für all das Getier.

Herbert wurde rot. Oder war vielleicht die untergehende Sonne daran schuld?

»Wollen wir Austern essen?« lenkte er schnell ab.

»Nein, die sind nicht sauber genug. Dadurch können leicht Krankheiten entstehen. Ihr dürft nie in solchen Buden etwas kaufen und essen«, meinte der Vater bestimmt.

An Kaffeehäusern und Osterien, an Buden, in denen »pizzi«, große flache Kuchen, verkauft wurden, ging es vorbei durch enge Hafengassen. Gesang erschallte überall. Den Kindern war es, als erlebten sie ein Märchen.

Dann kam man wieder in stillere Gassen und breitere Straßen, und bald saßen sie in einer Straßenbahn, die sie heimführte.

»Vineta – Vineta – « sagte sich Herbert immer wieder vor, obwohl er schon so müde war. Er wollte nur ja nicht den Namen des Schiffes vergessen.

Als der Vater die Fahrkarten löste und dabei einen Geldschein wechselte, meldete sich plötzlich Herbert entschlossen. »Vati, wir haben noch gar kein italienisches Geld, Suse und ich. Und – und - wenn wir vielleicht einmal verlorengelangen, dann können wir nicht einmal mit der Straßenbahn nach Hause fahren.«

Der Vater lachte. »Das hat doch bis morgen Zeit. Heute nacht werdet ihr ja nicht verlorengelangen.«

»Nein, das hat keine Zeit, denn morgen bist du wieder in der Sternwarte, Vater«, sagte Herbert schnell.

Nur Suse, die ihren Zwilling am besten kannte, merkte, wie verlegen er dabei war. Der Vater schenkte jedem Kind fünfzig Lire. Oh, nun war Herbert reich. Damit kam er sicher bis nach Genua.

Wie merkwürdig war es »zu Hause«. Man war zwar daheim, aber es war einem doch noch alles fremd und ungewohnt. Das weiße Terrassenhaus, der Palmengarten – als ob man zu Besuch war. Pietro und Teresina kamen der Familie entgegen und begrüßten sie mit einem freundlichen »buona

sera – guten Abend!«

Keines der Kinder hatte Appetit. War nur Suses Müdigkeit daran schuld oder Herberts Aufregung, wenn er an morgen dachte? Das Essen wollte nicht hinunterrutschen.

»Schmeckt euch das gute Essen nicht, das Teresina gekocht hat?« fragte der Vater erstaunt. Seine Zwillinge aßen sonst immer mit gutem Appetit. »Das ist ›tonno‹-Thunfisch. Er ist sehr schmackhaft und nahrhaft und schmeckt so ähnlich wie Kalbfleisch mit – «

»Mit Heringsgeruch«, fiel Suse naserümpfend ein und schob den Teller zurück.

»So iß wenigstens dein Gemüse, Suschen«, verlangte die Mutter. »Spinat muß ein Kind essen.«

»Nein, Mutti, das ist doch kein Spinat. Zu Hause schmeckt er ganz anders – viel besser.«

»Das ist Maikäferfutter«, pflichtete Herbert bei. Er schüttelte den Kopf, als er die langen grünen Blattfasern auf seinem Teller betrachtete.

»Bei uns wird der Spinat passiert. Hier kocht man ihn nur ab und gibt Öl dazu. Ich habe mich an den ›spinaci‹ schon ganz gewöhnt.« Der Vater und Bubi waren die einzigen, denen es schmeckte. Denn auch der Mutter wollte das Essen nicht recht munden. Mutter und Kinder hielten sich lieber an den herrlichen Früchten schadlos, die Teresina zum Nachtschiff auftrug.

»Weißt du, Paul«, überlegte die Mutter, als die Zwillinge gute Nacht gesagt hatten, »ich werde mich doch um die Küche kümmern müssen und nach gewohnter Art kochen. Kinder müssen alles essen und dürfen nicht wählerisch sein. Aber wie kann ich das von ihnen verlangen, wenn ihnen die Gerichte fremd sind und widerstehen. Erst allmählich gewöhnt sich der Magen daran.«

»Mache es ganz so, wie du es für richtig hältst, Fränzchen. Kommst du noch mit auf die Dachterrasse? Es lohnt sich, den italienischen Sternenhimmel durch das Fernrohr zu betrachten. Die Zwillinge sind besonders gut zu sehen. Wenn unsere Kinder heute nicht so müde gewesen wären, hätte ich ihnen noch gerne die schönen Sternbilder gezeigt.«

Während die Eltern die Sterne betrachteten, die im Süden ganz besonders funkeln und strahlen, wälzten sich die Kinder in ihren Betten. Beide konnten nicht schlafen. Suse war zu müde, und Herbert hatte ein schlechtes Gewissen. Nachts, wenn es dunkel ist und die Augen geschlossen sind, sieht man schärfer als am Tag. Merkwürdig, Herbert kam die geplante Flucht mit der »Vineta« jetzt ganz anders vor als vorher.

Was würden die Eltern sagen, wenn er heimlich davonging? Was für Sorgen würden sie sich machen? Aber er kam ja in acht Tagen wieder – acht Tage waren doch nur eine Woche und gar nicht lang. Er konnte ja einen Zettel auf den Frühstückstisch legen, daß er die freundliche Einladung des Kapitäns angenommen habe. Dann wußten die Eltern, wo er war. Ja, so wollte er es machen.

Aber auch von seiner Suse wollte er sich trennen? Er hatte bisher noch nie ein Geheimnis vor seiner Zwillingschwester gehabt. Ob er statt Bubi nicht lieber doch Suse mitnahm? Sicher war es viel angenehmer, wenn er Suse bei sich hatte. Er wollte das Geheimnis mit ihr teilen.

»Du, Suse, schläfst du schon?« fragte er leise. Teresina hatte schon neue Musselinvorhänge an Herberts Bett angebracht.

»Nein«, gähnte es aus dem Nebenzimmer durch die offene Tür. »Ich kann nicht schlafen.«

»Du, Suse, ich will dir ein Geheimnis anvertrauen. Aber du darfst kein Sterbenswörtchen davon verraten. Schwöre es!«

»Ja«, sagte Suse neugierig und war auf einmal ganz munter. »Was ist es denn?«

»Ich werde es dir lieber ins Ohr sagen.« Herbert versuchte aus dem Mullnetz zu krabbeln – ritsch –, da war es schon wieder zerrissen. »Der Vorhang ist gräßlich«, sagte er empört.

Suse hatte die Neugier schon aus dem Bett getrieben. Sie ging vorsichtiger mit ihrem Vorhang um.



»Also – schieß los, Herbert!«

»Morgen früh, wenn es noch dunkel ist, bin ich fort«, flüsterte Herbert seinem Zwilling ins Ohr.

»Was bist du?« Suse glaubte, falsch verstanden zu haben.

»Fort, ganz fort!« wiederholte Herbert großartig noch einmal.

»Wo denn hin?«

»Ich fahre mit der ›Vineta‹ nach Genua, weil mich der Kapitän so freundlich eingeladen hat.«

»Aber das erlaubt doch Mutti gar nicht.«

»Na, der sage ich es ja auch nicht, du Schafskopf!« Sehr nett war ja Herbert nun wieder auch nicht.

Suse machte ein beleidigtes Gesicht. Es gehört sich nicht, daß ein Zwilling zum anderen »Schafskopf« sagt. Ganz gleich, ob man einer ist oder nicht.

»Wenn du es der Mutti nicht sagen willst, dann ist es sicher etwas Schlechtes«, sagte sie schließlich.

»Na, wenn sie doch nicht erlaubt, daß ich mitfahren darf, dann muß ich es eben heimlich tun«, meinte Herbert trotzig.

»Was man heimlich tut, ist immer ungezogen«, beharrte Suse.

Herbert fühlte, daß seine Schwester recht hatte. Sie sprach ja nur das aus, was ihm sein Gewissen auch schon zugeflüstert hatte. Aber er wollte weder auf sein Gewissen hören

noch auf seine Schwester.

»Wenn ich gewußt hätte, daß du so dumm bist, hätte ich dir bestimmt nichts davon erzählt. Ich wollte dich sogar statt Bubi mitnehmen. Und jetzt bist du so!«

»Ich will gar nicht mit«, rief Suse. »Ich will meine Mutti nicht allein im fremden Italien lassen. Dann hat sie ja gar kein Kind mehr und ist ganz allein, wenn Vati in der Sternwarte arbeitet. Und Pietro und Teresina kann sie auch noch nicht gut verstehen. Nein, ich bleibe bei meiner Mutti!«

»So, und ich kann allein fahren – mich willst du allein in die weite Welt bis nach Genua reisen lassen? Und du willst dann noch mein Zwilling sein? Und überhaupt bleibt doch Bubi bei Mutti, der kann ihr ebenso gut Gesellschaft leisten wie du!« Herbert war sehr ärgerlich, weil er fühlte, daß Suse besser war als er.

»Bubi ist kein Kind, sondern ein Hund. Und du sollst auch gar nicht allein in die weite Welt fahren und dazu noch heimlich - bitte, bitte, Herbert, bleibe doch da! Ich schenke dir auch – ich schenke dir meine Schwarzwald-Lotti.« Das war das Schönste, was Suse besaß.

»Ach, die dumme Puppe kannst du dir behalten. Ein Maikäfer wäre mir lieber. Aber ich kann mir die Sache ja bis morgen überlegen.« Herbert fühlte sich durch diesen Entschluß ungeheuer erleichtert. Auch Suse war gleich wohler zumute. Sie sprangen beide wieder in ihre Betten unter die Musselinvorhänge, und bald schliefen sie fest.

Auf dem Dach betrachteten die Eltern durch das große Fernrohr das Sternbild der Zwillinge, das besonders nah und deutlich zu sehen war. Sie ahnten nicht, daß einer ihrer Zwillinge vorhatte, sich heimlich von ihnen zu entfernen.

Als Herbert am nächsten Morgen erwachte, war es heller Tag. Die »Vineta« schaukelte schon längst auf dem blauen Meer ihrem Ziel entgegen. Und das war gut so, denn vielleicht – wäre Herbert sonst wirklich noch mitgefahren.

ITALIENISCHSTUNDE

Bevor Professors Zwillinge in der Schule angemeldet wurden, mußten sie zuerst die italienische Sprache erlernen. Da das Schuljahr in Italien bereits im Juni zu Ende ging und im Oktober erst begann, so hatten die beiden ein halbes Jahr Zeit dazu. Inzwischen aber durften sie ihre Schulkenntnisse aus Deutschland nicht vergessen, sondern sie mußten noch viel dazulernen, da sie im Oktober eine Aufnahmeprüfung abzulegen hatten. Deshalb sollten sie täglich Unterricht von einem Professor aus dem Gymnasium erhalten, in das Herbert im Herbst kommen sollte. Suse mußte dann in eine Mädchenschule eintreten.

In den ersten Wochen lernten die beiden bei Pietro und Teresina Italienisch. Das italienische Ehepaar hatte die reizenden Kinder bereits ins Herz geschlossen. Suse war besonders mit Pietro befreundet, weil er die Blumen im Garten pflegte. Das erste italienische Wort, das Suse von Pietro lernte, war fiori – Blumen.

Es gab auch wirklich herrliche Blumen in Pietros Garten. Da blühten Orangenbäume, Oleanderbüsche, Magnolien, Mandel- und Pfirsichbäume. Die Hortensienbüsche waren so groß und üppig, wie man sie im Norden gar nicht kannte. Der April ist in Italien der Monat der Blüte.

Den größten Teil des Tages verbrachte Suse im Garten bei Pietro. Sie half ihm beim Gießen und beim Unkrautjäten. In den Zimmern füllte sie die Vasen mit frischen Blumen.

Herbert wunderte sich, daß die Orangenbäume zugleich Blüte und Frucht hatten. An den Gartenarbeiten beteiligte er sich nur soweit, als er den Wasserstrahl aus dem Gummischlauch besonders gern über Bubi und Teresinas Katzen brausen ließ. Da waren sich selbst Hund und Katzen einig und ergriffen gemeinsam die Flucht.

Das friedliche Leben für Käfer und Schmetterlinge im Garten war jetzt vorbei. Überall tauchte Herbert mit seinem Schmetterlingsnetz und der grünen Botanisiertrommel auf. Die schönsten Exemplare kamen in die Sammlung, die schon der Vater für ihn angelegt hatte. Suse tat jeder ein-

zelle Schmetterling und Käfer leid, der für die Sammlung sterben mußte.

Das weiße Kätzchen, das Teresina der Kleinen am ersten Tag geschenkt hatte, hatte Suse behalten dürfen. Sie verwöhnte und liebte ihre »Mija« so sehr, daß die Schwarzwald-Lotti ganz eifersüchtig wurde. Sogar ihr Puppenbett mußte sie der fremden Katze abtreten. Bubi und die Puppe hegten beide keine freundlichen Gefühle für das Kätzchen. Heute sollten Professors Zwillinge die erste Stunde bei dem neuen Lehrer haben. Er hieß Dottore Salvani. Suse war schon den ganzen Vormittag aufgeregt. Sie versuchte schnell noch bei Pietro und Teresina Italienisch zu lernen, aber leider ging das nicht so rasch.

»Mutti, wird der Lehrer mit uns schimpfen, wenn wir ihn nicht verstehen?« fragte sie ängstlich.

Die Mutter, die mit Teresina in der Küche war, beruhigte das aufgeregte Kind.

»Nein, Suschen, der Herr Doktor weiß doch, daß ihr erst Italienisch lernen müßt. Er kommt dazu her, um es euch beizubringen.«

Auch Teresina beruhigte das Mädchen mit einem Wortschwall, nur leider verstand sie nichts davon.

»Du, Herbert, hast du Angst vor dem fremden Lehrer?« fragte sie, als die Stunde näher rückte.

»Keine Spur«, meinte Herbert gleichgültig. »Ich habe mir gedacht, wir könnten uns in der Zeichensprache miteinander unterhalten, so wie die Taubstummen.« Suse fühlte sich durch diesen Vorschlag einigermaßen beruhigt. Ja, das konnte man machen. Mit Pietro und Teresina verständigte sie sich auch meistens so. Herbert wußte immer Rat, wie gut, daß sie so einen klugen Zwillingenbruder hatte.

Die Kinder waren so im Gespräch vertieft, daß sie erschreckt zusammenfuhren, als eine Stimme in gebrochenem Deutsch hinter ihnen sagte: »Es ist sechzehn Uhr auf derr Minut' – « Hinter ihnen stand ein junger Mann mit einem schwarzen Wuschelkopf.

Der Struwwelpeter! war Suses erster Gedanke.

»Ich bin Dottore Salvani, il maestro – das Lehrer«, stellte

er sich vor. »Buon giorno – guten Tag.« Er reichte den Kindern freundlich die Hand.

»Bun schorno«, sagte Herbert, der die Begrüßung bereits von Pietro und Teresina gelernt hatte. Suse aber sagte gar nichts, sondern machte nur einen Knicks. Beide kämpften mit dem Lachen, weil ihr neuer Lehrer so komisch Deutsch sprach und das Rrr so rollte.

»Ihr sein serr heiter. Das ist gutt. Ich bin auch heiter«, sagte der Lehrer. »Allora, wir wollen gehen, zu haben Lezione - subito - rasch.«

Dann saßen sie an dem Schultisch im Kinderzimmer.

»Errst mirr sagen, wie ihr heißen«, begann er.

»Ich heiße Herbert Winter, und das ist meine Schwester Suse.« Herbert war gewöhnt, für beide zu antworten.

»Gutt, wirr werdden lernen der italienisch Sprach, ein serr schöner Sprach«, begann der Maestro.

Sie lernten wie der Tisch auf italienisch hieß, der Stuhl, das Zimmer, das Fenster, die Tür, das Haus, der Garten und was der schönen Dinge noch mehr waren. Auch daß Erberto un piccolo ragazzo – ein kleiner Junge, war und Suse una piccola ragazza - ein kleines Mädchen. Alle beide waren bambini – Kinder.

Herbert war ganz bei der Sache. Er hatte eine rasche Auffassungsgabe. Es war eine Freude, ihn zu unterrichten. Auch Suse gab sich sehr große Mühe. Nur mußte sie immer wieder lachen, wenn der Lehrer sie ›Susa‹ mit scharfem S und ›Erberto‹ nannte.



»Jetzt ich werrden sprrecken italiano, euerr Ohrr muß sich gewöhnen der Sprrach. Was ist das?« begann der Lehrer auf italienisch zu fragen. Er zeigte auf den Tisch.

»Una tavola.«

»Bene – gutt. – Sprrecken ganze Satz.« Er mußte doch noch hin und wieder Zuflucht zu deutschen Worten nehmen, um sich verständlich zu machen. Dann lernten sie noch die Zahlen von eins bis zehn. Dottore Salvani begann zu zählen und zeigte immer die Zahl mit den Fingern. Die Kinder wiederholten. Mitten in der italienischen Rechenstunde hörte man ein Kratzen an der Tür, gleich darauf ein lautes Bellen und ein jämmerliches Miauen. Die Zwillinge sprangen zur Tür und öffneten sie. Bubi und das Kätzchen Mija kamen hereingelaufen. Herbert nahm Bubi auf den Arm und zeigte ihn seinem Lehrer.

»Das ist Bubi. Er heißt nach mir.«

»Und das ist meine Mija«, stellte Susi ihr Kätzchen vor.

»C'e un piccolo cane – das ist ein kleiner Hund – und c'e un piccolo gatto – das ist eine kleine Katze.«

Das Kätzchen sprang von Suses Arm und kletterte über den Schultisch auf den Kleiderschrank. Dort blieb es sitzen und

fauchte Bubi an. Bubi versuchte wieder, die Katze zu erwischen und bellte.

Es gab eine wilde Jagd durch das Zimmer, bis Bubi aus dem Zimmer befördert wurde und der Lehrer sagte:

»Lassen gehen derr Katz. Wirr werdden nehmen Lezione weiterr. Wie viele Jahre hast du, Erberto?«

Herbert mußte lachen. »Ich habe doch keine Jahre –«

»Man sagt so in italiano. Welche Alterr hast du?«

»Ich bin zehn Jahre.«

»Italiano sagt wie Francis: Ich habe zehn Jahrre – ho dieci anni – das ist: Ich habe die Alter zehn Jahrr. Wieviel Jahrre hast du, Susa?«

»Ho dieci anni«, wiederholte Suse ganz richtig.

»No – falsch. Du sein mehrr jung als Bruder. Sagen in deutscher Sprach.«

»Ich bin aber doch auch zehn Jahre alt«, beharrte Suse.

»Wir sind nämlich Zwillinge«, erklärte Herbert.

»Zwilling, was ist Zwilling?« Der Lehrer verstand nicht.

»Zwilling ist – na, Zwilling ist –, wenn wir beide am ersten November Geburtstag hatten und zehn Jahre wurden.« Herberts Erklärung war nicht gerade sehr verständlich.

»Oh, ich verstehen. Capito. Ihr seid gemelli – gemelli – ganz gleich alt, capito, verstanden.«

»Also gemelli heißt Zwillinge, Suse. Das müssen wir uns merken. Das ist das AUerwichtigste, was wir in italienisch wissen müssen«, sagte Herbert.

»Du sein ›il fratello‹ – das Bruder.«

»Es heißt der Bruder, Signor Doktor«, wagte Herbert möglichst bescheiden zu verbessern.

»Suse ist deine Schwester – tua sorella.«

»La sorella – die Schwester«, wiederholte Suse.

Sie lernten in der ersten italienischen Stunde, daß sie beide braunes Haar hatten und wie das auf italienisch hieß. Herbert erfuhr, daß seine Augen blau waren, und Suse, daß sie braune Augen hatte. Sie lernten, daß sie jeder eine Nase und einen Mund mit Zähnen, zwei Ohren, zwei Hände und zehn Finger hatten, daß bitte – prego heißt und grazie – danke.

»Danke serr heißt grazie tante; wie heißt es Suse?«

»Kratz die Tante«, wiederholte Suse, die wieder einmal nicht gut aufgepaßt hatte.

Herbert lachte laut heraus. »Kratz die Tante, kratz die Tante - das ist zu komisch!«

Aber Suse kamen bereits die Tränen. Denn auslachen ließ sie sich nicht gern, noch dazu von Herbert.

»Nicht weinen, ist nicht schlimm, mia piccola – meine Kleine«, tröstete der Lehrer.

Suse trocknete ihre Tränen. Der Kopf brummte ihr von all den neuen Wörtern. Sie verwechselte sie miteinander. Statt Augen sagte sie das Wort für Ohren, statt Hände Füße. Herbert aber wußte wieder einmal alles besser. Er behielt das Gelernte sofort und verbesserte seine Schwester noch vor dem Lehrer.

»Ich werde dir schon bis zur nächsten Stunde alles beibringen, was wir heute durchgenommen haben«, versprach er treuherzig.

Und so geschah es auch. Suse lernte bei Herbert schneller und besser als in der Stunde, wo sie schüchtern oder verträumt war. Und wenn sie alle beide nicht Bescheid wußten, dann fragten sie Pietro und Teresina.

Zu dieser ersten Stunde kamen noch viele andere. Aber so lustig wie in der ersten Stunde war es nie wieder.

EIN SONNTAGSAUSFLUG

Die ganze Woche freuten sich die Kinder auf den Sonntag. Da war der Vater zu Hause und hatte Zeit für seine Familie. Sie holten ihn öfters am Nachmittag mit der Mutter von der Sternwarte ab. Das Observatorium lag neben einem Schloß mit einem herrlichen Park, oben auf dem Capo di monte. Dort gab es unter der großen, immergrünen Eiche eine Bank. Von ihr hatte man eine bezaubernde Aussicht auf das weiße Häusergewirr von Neapel, sah die blühenden Ortschaften, die um den Vesuv lagen und das weite, tiefblaue Meer. Das war der Lieblingsplatz von Frau Winter. Immer wieder mußte sie die herrliche Landschaft bewundern.

Die Kinder spielten, ohne sich um die Schönheiten der Natur zu kümmern. Ja sie dachten gar nicht daran, daß sie im fernen Italien waren. Sie spielten Himmel und Hölle und ließen ihre Kreisel unter den Palmen tanzen, als seien es Linden oder Buchen im Garten in Berlin. Wenn dann endlich der Vater in der Via S. Antonio auftauchte, liefen sie um die Wette, wer zuerst bei ihm war. Meistens war Bubi der Sieger, denn er hatte ja vier Beine; da konnte er eben schneller laufen.

Dann baten die Kinder den Vater, mit ihnen in den schönen Schloßpark zu gehen, den man nur mit Erlaubnis betreten durfte. Aber leider mußte der Vater die Kinder auf später vertrösten. Der Park war jetzt für Besucher nicht zugänglich, da die Fasane, die man dort hielt, nicht beim Brüten gestört werden durften.

»Morgen ist Sonntag«, sagte der Vater, als man in der offenen Halle saß und den kühlen Abend genoß. »Da wollen wir einen Ausflug machen. Wohin möchtet ihr fahren?«

Noch ehe die Mutter antworten konnte, rief Herbert bereits: »Auf den Vesuv, Vater, auf den Vesuv!«

»Nein, da bleibe ich zu Hause bei Pietro und Teresina«, meinte Suse. Sie hatte sich zwar an den Anblick des Berges gewöhnt, aber wenn im Dunkeln die Lichter der Vesuvbahn den schwarzen Berg wie eine Feuerschlange hinauf krochen oder wenn gar noch Flammenrauch emporschlug, da hatte

Suse noch immer ein wenig Angst vor diesem feuerspeienden Berg.

»Nein, Suschen, wir fahren morgen nicht auf den Vesuv. Am Sonntag sind zu viele Menschen dort. Ich werde mir einmal einen Tag in der Woche frei nehmen und uns vorher beim Direktor des Observatoriums anmelden. Da lernt ihr gleich seine Kinder kennen«, sagte der Vater.

»Dann kann ich ja im Haus bei den Vesuvkindern bleiben, aber wenn der dumme Berg Feuer bis ins Haus spuckt?« erkundigte sich Suse unsicher.

»Das hat ja noch lange Zeit, Suse. Jetzt wollen wir zuerst einmal überlegen, wohin wir morgen den Ausflug machen«, beharrte der Bruder. »Können wir nicht ins Aquarium gehen, Vater?« Herbert brannte darauf, es zu besichtigen.

»Da will ich auch nicht hin!« warf Suse ein.

»Das Aquarium lassen wir uns für einen Regentag«, sagte der Vater zum Glück. »Aber euch habe ich eigentlich nicht gefragt, ihr Krabben, sondern eure Mutti. Was meinst du, Fränzchen?«

»Ich würde gern die ausgegrabene Stadt Pompeji sehen...«

»Die der Vesuv zerstört hat? Nein, da komme ich nicht mit«, rief Suse schon wieder ängstlich.

»Bevor wir Pompejibesichtigen, möchte ich mit euch ins Nationalmuseum gehen, wo die Funde der Ausgrabungen ausgestellt sind. Man bekommt dadurch einen besseren Überblick«, erklärte der Vater.

»Fahren wir doch nach Castellamare und Sorrent! Der Lage nach muß es dort bezaubernd sein«, schlug die Mutter vor.

»Dort bleiben wir einige Tage, bevor wir nach Capri fahren. Ein Sonntagsausflug ist zu kurz für so viel Schönheit. Ich schlage euch vor, schauen wir uns doch die andere Seite des Golfs an. Da habt ihr Gelegenheit, einen Vulkan, die Solfatara, zu besichtigen. Dort ist es vielleicht noch interessanter als beim Vesuv, da man ganz nahe an den Krater herankommt.«

»Ja, das wäre fein!«

»Nein, nein, Vatichen, ich will nicht so nahe an den dummen Krater herankommen!« Beide Zwillinge sprachen

gleichzeitig, aber sie hatten sehr verschiedene Wünsche. Die Eltern lachten. »Früher wolltet ihr immer dasselbe. Aber je älter ihr werdet, um so verschiedener werden eure Meinungen. Man würde gar nicht glauben, daß ihr Zwillinge seid.«

»Aber wenn Herbert doch auf lauter Feuerberge klettern will...« Im Grunde tat es beiden leid, daß jeder etwas anderes wollte. Sie hatten einander doch sehr gerne, wenn es auch einmal vorkam, daß sie sich zankten.

»Wenn du vernünftig bist, Suschen, und dich an den Krater heranwagst, wirst du selbst sehen, wie dumm es ist, davor Angst zu haben. Und zur Belohnung kommt nach dem Feuer das Wasser. Wir lassen uns nach dem Kap Misenum rudern und baden dort im Meer. Nehmt euer Badezeug mit. Das Wasser ist sicher schon ganz warm in der Sonne.«

»Fein!« rief jetzt auch Suse begeistert, denn vor Wasser hatte sie keine Angst.

Es war ein strahlender Sonntag.

»Vati, nicht wahr, Bubi darf doch mit, er will auch seine neue Heimat kennenlernen. Wenn wir ihn bei Pietro lassen, heult er den ganzen Tag. So ein armer Hund muß doch auch wissen, daß Sonntag ist«, bat Herbert.

»Und Mija? Mein Katzenkind macht auch gerne einen Sonntagsausflug«, kam Suse sofort hinterdrein.

»Nein, Kinder«, wehrte der Vater lachend ab. »Wir können doch nicht mit einer ganzen Tierhandlung ausziehen, Bubi kann meinetwegen mit. Aber die Katze bleibt zu Hause bei Teresina.«

»Wieso ist Mija schlechter dran als Bubi?« beschwerte sich Suse.

»Na, Mija ist doch Italienerin, und Bubi ist ein Deutscher. Da muß er doch das fremde Land kennenlernen«, erklärte Herbert seiner Schwester. Das sah Suse ein.

»Aber dann darf ich wenigstens meine Schwarzwald-Lotti mitnehmen, die ist doch kein Tier.«

Das wurde ihr erlaubt.

Es war schwer zu sagen, wessen Augen am meisten strahlten, als man in der Bahn nach Pozzuoli saß. Waren es die

der Zwillinge, oder die treuen, braunen Hundeaugen oder die großen Augen der Puppe. Die Bahn fuhr die Meeresküste entlang. Man hatte einen herrlichen Ausblick auf die Landschaft. Nur ab und zu schmiegte sich die Puppe furchtsam an die Puppenmutter. Das war dann, wenn der helle, strahlende Tag mit der finsternen Nacht wechselte. Ein Tunnel ist dunkel – weder der Puppe noch Suse war das geheuer. Bubi benahm sich tadellos. Er bellte kaum hörbar bei dem Eisenbahngeratter.

Pozzuoli war ein kleines italienisches Nest. Die Sonne brühte in den Straßen. Eseltreiber und Kutscher umdrängten die Fremden am Bahnhof.

»Vettura – vettura per Solfatara – Wagen zur Solfatara«, »ciuco – ciuco per Signore – Esel – Esel für die Damen«, so schrien sie durcheinander. Kutscher und Eseltreiber verfolgten die Ausflügler.

Herbert betrachtete die kleinen Maulesel mit größtem Interesse. »Bitte, Vater, dürfen wir nicht auch einmal auf einem Esel reiten?« fragte er.

Der Eselführer verstand kein Deutsch. Aber mit dem Spürsinn, der den Italiener auszeichnet, begriff er im Augenblick, daß der Junge gerne reiten wollte. Ehe sich Herbert versah, saß er schon auf einem Grauchen. Der Besitzer hatte erst gar nicht auf die Zustimmung des Vaters gewartet, sondern den Knaben gleich hinaufgehoben.

Auch Suse und ihre Schwarzwald-Lotti thronten plötzlich zu ihrer größten Verwunderung auf einem Esel. Aber die beiden waren nicht gerade begeistert darüber. Beide machten erschreckte Augen.

Der Vater nahm an, daß es den Kindern Freude machte und ließ es geschehen.

Suse hätte am liebsten geschrien: »Ich will 'runter – ich will wieder 'runter!« Aber sie schämte sich. So klammerte sie sich angstvoll an einem langen Eselsohr an. Dem Esel gefiel das sicher nicht sehr.

Der Eseltreiber schnalzte mit der Zunge. Die Tiere setzten sich in Bewegung. Zuerst hübsch langsam, wie es sich für betagte Esel, die tagein, tagaus Lasten schleppen mußten,

gehörte. Aber als man auf den Marktplatz kam, wollte der Treiber zeigen, was seine Esel alles konnten. Er schnalzte mit der Zunge – und schon setzten sich beide Esel in Trab. »Nicht doch, nicht so schnell, du alter Esel«, schrie Suse ängstlich und klammerte sich mit beiden Armen an den Hals des Tieres. Auch die Puppe umarmte den Esel.



Es mußte wohl ein erheiternder Anblick gewesen sein, das schreiende Kind mit der Puppe auf dem galoppierenden Maulesel. Die Leute auf dem Markt lachten, daß man die weißen Zähne in ihren Gesichtern blitzen sah. Die Kinder klatschten in die Hände und johlten: »Avanti ciuco – avanti! Vorwärts, Esel, vorwärts!« Und die kleinen Mädchen riefen begeistert: »Una bambola – eine Puppe – oh, la bella bambola – oh, die schöne Puppe.« Die kleinen barfüßigen Italiener rannten mit Geschrei dem Esel nach. Als Anführer rannte Bubi voran.

Auch die Eltern, die langsam folgten, mußten über das komische Schauspiel lachen. Herbert aber, der wie ein Ritter ohne Furcht und Tadel auf seinem grauen Reittier saß, rief beschämt: »Schrei doch nicht so, Suse, du bist ein größerer Esel als dein Maulesel!«

Na, das war wieder einmal nicht nett von ihm. Aber er schämte sich, weil Suse so brüllte.

Suses Esel dachte: »Der Klügere gibt nach!« Da die Kleine mit dem Schreien nicht aufhörte, lief er allmählich langsamer. Vielleicht gab er aber auch nur deshalb nach, weil die Straße steiler wurde. Da er schon ein alter Esel war, war er schon etwas kurzatmig. Und als der Weg steil und sonnig zur Solfatara zwischen den Weinbergen emporführte, blieb er ganz stehen, um sich ein bißchen zu verschnaufen. Er war durch kein Zungenschnalzen zum Weitergehen zu bewegen.

Der Treiber schwang seine Peitsche und ließ sie auf die Flanken des Tieres niedersausen. »Avanti – subito!« rief er ärgerlich.

Der Esel machte einen Satz. Suse schrie erschreckt auf. Dieses Mal nicht nur aus Angst, sondern hauptsächlich aus Mitleid mit dem armen Tier.

»Ich will 'runter – der Mann soll das arme Eselchen nicht schlagen!« Suse begann zu weinen.

Inzwischen waren die Eltern herangekommen. Der Vater nahm seine heulende Suse und die Puppe vom Esel herunter.

Die kleinen, barfüßigen Kinder umdrängten sie neugierig. Einige streichelten sogar mit ihren schmierigen Händchen die schöne »bambola«. Suse schämte sich ihrer Tränen und wischte sie rasch mit einem Taschentuch ab. Dann schmiegte sie sich in den Arm des Vaters.

»Vati, Vatichen, sag doch dem Mann, er soll dem armen Esel nichts mehr tun. Der war sicher so nett und ist nur stehengeblieben, weil ich geweint habe«, bat sie. Der Vater sprach mit dem Mann und gab ihm Geld. Aber jetzt wollte Herbert nicht von seinem Reittier herunter. Er wollte durchaus bis zum Krater reiten. Das war aber nicht erlaubt. Auch er mußte sich von seinem Esel trennen.

Suse war glücklich, wieder auf eigenen Füßen zu stehen. Sie hielt sich an der Hand des Vaters ganz fest. Sie hatte kaum noch Angst vor dem Vulkan. Schlimmer als ein galoppierender Esel konnte auch ein feuerspeiender Berg nicht

sein.

»Die Solfatara ist ein bereits halb erloschener Vulkan«, erklärte der Vater. »Ihr wißt doch noch, was ein Vulkan ist?«
»Natürlich, ein feuerspeiender Berg.« Das wußte sogar Suse.

»Und was versteht man unter Krater, Herbert?«

»Die Öffnung des Vulkans, wo der Rauch und das Feuer herauskommt.«

»Richtig. Die Solfatara hier hat viele kleine Krater. Man nennt sie ›Fumaroli‹, das heißt ›Rauchstellen‹. Hört ihr, wie hohl die Erde klingt?« Der Professor klopfte mit seinem Stock auf den weißen Erdboden. »Das ist ein Zeichen für Vulkanboden.«

Von kahlen weißen Hügeln umschlossen, lag die ovale Fläche im weißen Mittagslicht vor ihnen. Sie sah eigentlich ganz harmlos aus, wenigstens vorläufig.

»Vatichen, wachsen hier gar keine Blumen und Bäume?« fragte Suse, der das sofort auffiel.

»Nein, mein Kind, nicht einmal Gras gedeiht hier. Vögel, Schmetterlinge und Insekten meiden diese Stellen. Sie sterben durch den Schwefeldunst.«

»Ich rieche es schon – es riecht wirklich nach Schwefel«, rief Herbert. »Vater, die Erde ist ganz heiß. Greif sie einmal an, Suse.«

Aber Suse wollte die Erde nicht anfassen, sie wollte sich nicht die Hand verbrennen. Noch einer schien den Vulkanboden zu wittern und war nicht zum Weitergehen zu bewegen. Das war Bubi. Er heulte in langgezogenen Tönen und kroch, obwohl noch gar nichts Gefährliches zu sehen war, ängstlich zurück. Er mußte einem der vielen Führer übergeben werden.

»Bubi ist feige!« sagte Suse und kam sich sehr mutig vor.

Auf einem Rundweg ging es in den weißen, öden Bergkessel hinein. Überall strömte aus Erdritzen heißer, schwefelhaltiger Dampf; als kleine Wolken schwebte er über dem Boden.

»Na, wenn ein feuerspeiender Berg nicht gefährlicher ist, dann habe ich gar keine Angst mehr«, frohlockte Suse.

»Warte nur«, meinte ihr Zwilling.

Sie kamen an einem tiefen Brunnen vorbei, in dem heißes Wasser stand. Dann mußten sie einen ganzen Schwarm von kleinen Rauchstellen umgehen. Suse begann zu husten, denn der Schwefeldunst reizte sie im Hals. Sie hielt die Hand des Vaters etwas fester.

»Diese weiße Kieselmasse, die den Boden bedeckt, wird als Stuck für Bauten verwendet«, erklärte der Professor. »Jetzt kommen wir an die große Bocca, an die Hauptrauchstelle.«

»Bocca heißt doch Mund, das haben wir in der letzten Stunde bei Doktor Salvani gelernt«, wunderte sich Herbert.

»Ja, es bedeutet Mund oder Schlund des Vulkans.«

Je näher sie dem Schlund kamen, desto dichter wurde der Rauch, desto beißender der Schwefeldunst.

Aus einem kleinen Bretterschlag trat ein Mann. Suse nahm an, daß er den Vulkan bewache. Er schob den neugierigen Herbert ein Stück zurück und sagte dazu etwas Unverständliches auf italienisch.

»Nicht zu nahe herangehen«, warnte der Vater.

Aber da schrie Suse schon auf. Aus dem Schlund dampfte es und brodelte plötzlich schwarzer, gelber und rötlicher Rauch, wie aus einem Hexenkessel. Der Schwefeldunst legte sich beklemmend auf die Brust, daß man kaum noch atmen konnte.

»Ach, wäre ich doch mit Bubi beim Eingang geblieben! Laß uns zurückgehen, Vatichen, bitte, hier ist es gräßlich!« bettelte Suse.

Die Mutter legte den Arm um ihr Töchterchen und zog es an eine geschütztere Stelle.

»Mutti, der Vater und Herbert sollen nicht so nahe herangehen. Warte nur, wir werden noch alle von dem Schwefeldunst sterben wie die armen Vögel und Schmetterlinge.« Die Puppe verbarg ihren Kopf an Suses Schulter. Sie wollte nichts sehen und nichts hören.

Der Wächter beruhigte das weinende Kind. Trotz der Italienischstunden verstand Suse nichts. Er reichte ihr einen schönen roten Stein zum Trost.

»Vater, wo ist denn das Feuer? Man sieht doch nur immer den Rauch.« Herbert hatte noch immer nicht genug davon.

»Die glühende Lavamasse ist innen im Berg. Am Vesuv sieht man auch richtige Flammen herausschlagen, aber dort kommt man an den Krater nicht so nahe heran.« Der Vater mußte nun selbst von dem Schwefeldunst husten. Frau Winter war inzwischen mit der weinenden Suse ein Stück zurückgegangen. Es war ihr selbst nicht ganz geheuer bei diesem Hexenkessel. Sie machte sich Sorgen um ihren Jungen, der leicht unvernünftig war. Aber da kamen schon Vater und Sohn. Herbert war mit allerlei roten, gelben und schwarzen Steinen beladen.

Suse fiel ihrem Zwilling um den Hals. »Bin ich froh, daß du noch lebendig bist!«

»Unsinn«, sagte der. »Es war sehr interessant, aber auf dem Vesuv muß es noch gefährlicher sein!«

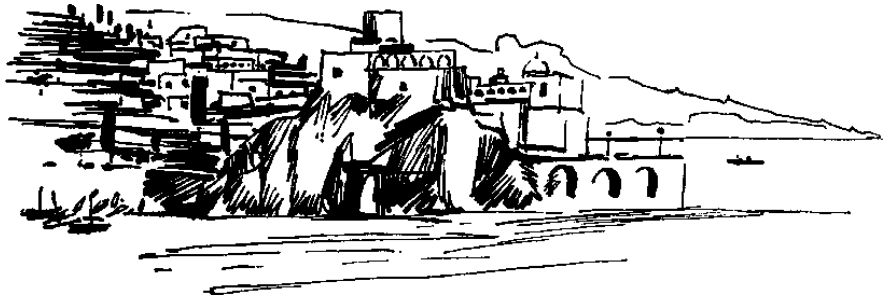
Auch Bubi hatte sich recht um seinen Herrn gesorgt. Er umsprang ihn und leckte seine Hand.

Der Eseltreiber hatte draußen mit seinen Mauleseln gewartet. Aber keine zehn Pferde brachten Suse wieder auf einen Esel. Auch Herbert mußte sich daher bequemem und zu Fuß gehen.

Was bleibt noch von dem Sonntagsausflug zu erzählen? Nach dem Feuer kam das Wasser, wie der Vater es versprochen hatte. Wie Silber glänzte das Meer in der Sonne, als die Familie ein Fischerboot bestieg.

Das Boot glitt an Orangenhainen, an Olivenwäldern und Weinbergen vorüber. Malerische, kleine Fischerdörfer, verfallene Schlösser tauchten am Ufer auf. Dazwischen standen seltsame Säulenüberreste von heidnischen Göttertempeln aus der römischen Kaiserzeit. Da war das kleine Dorf Baia, das der berühmteste Badeort reicher Römer gewesen war.

Und dann lagen sie beim Kap Misenum am Strand im heißen weißen Sand und badeten im Meer. Suse hatte gar keine Angst vor den Wellen. Die Zwillinge spritzten sich ausgelassen an, nur Bubi war feige und wasserscheu.



Zum Mittagessen aßen sie in Öl gebackene Fische mit Tomatensalat. Am Abend wurde das blaue Meer rosenrot von der untergehenden Sonne. Lichtgrün und mit orangefarbenen und tiefvioletten Streifen spiegelte sich der Himmel. Im Westen tauchte der Sonnenball wie ein riesengroßer, roter Luftballon in das Meer. Es war ein wunderschönes Farbenspiel!

DER KLEINE ZEITUNGSJUNGE

Im Mai und Juni war der Himmel in Neapel Tag für Tag wolkenlos blau, so sehnsüchtig auch Herbert auf Regenwetter wartete. Jeden Morgen lief er auf die Terrasse, um den Himmel anzusehen. Blau, blau, immer wieder blau, ein Tag wie der andere. Es war wirklich schon langweilig und ärgerlich dazu. Bei diesem schönen Wetter durfte er das Aquarium nicht besichtigen, dabei mußte er sogar in seiner unmittelbaren Nähe spielen.

Die Villa Nazionale war ein herrlicher Palmenpark, der sich an der Seeseite Neapels entlangzog. Dort erholten sich die Neapolitaner. Auch viele Bettler konnte man dort sehen, da der Park das Zentrum des Fremdenverkehrs bildete. Dort spielten Professors Zwillinge, wenn sie nicht im Garten blieben oder den Vater abholten. Der Park glich einer Blumenausstellung. Stundenlang konnte sich Suse mit Begeisterung an der Blütenpracht erfreuen. Herbert aber ging am liebsten zum nahe gelegenen Aquarium. Dort stand er am Eingang und betrachtete traurig die Besucher. Nur er durfte nicht hinein.

Die beiden hatten auch bereits kleine Freunde auf dem Spielplatz. Obwohl die Zwillinge noch nicht gut Italienisch sprechen konnten, hatten sie kaum mit der Verständigung Schwierigkeiten. Da gab es so manches, was viel schneller zur Bekanntschaft führte als Worte. Vor allem waren es Bubi und die Puppe Lotti, die die Freundschaft zwischen den Kindern vermittelten. Bubi war ein liebenswürdiger Hund. Er begrüßte sogar die Fremden mit einem freudigen Schwanzwedeln. Die Hundesprache war überall gleich, im Süden und am Nordpol. Wenn das kleine Hündchen die fremden Kinder treuherzig mit seinen Hundeaugen ansah, dann wurde er von den kleinen Händchen gestreichelt und liebkost. Ja, er bekam sogar Bonbons und Schokolade. Sein kleiner Herr wurde dadurch zum Mittelpunkt der Kinderschar.

»Ich glaube, die halten Bubi bestimmt für einen Italiener, weil er ein schwarzes Fell hat«, meinte Herbert zu seiner

Schwester.

Vielleicht war das auch bei der Puppe Lotti so. Sie hatte schwarze Zöpfchen und eine bunte Tracht, wie die kleinen italienischen Mädchen. Auch Lotti wurde bewundert und gestreichelt. Suse schloß dadurch auch bald mit vielen kleinen, dunkeläugigen Italienerinnen Freundschaft.

Schneller als bei Signor Salvani lernten die Kinder die fremde Sprache bei ihren italienischen Freunden auf dem Spielplatz. Das war so einfach, es ergab sich ganz von selbst. Die kleinen Italiener spielten Blind Kuh. Das Spiel kannten die Zwillinge auch. Sie spielten es mit und bald wußten sie, daß sie nicht »Blind Kuh« sondern »mosca cieca« spielten. Sie spielten nicht mit dem Ball, sondern mit »la palla«. Es war erstaunlich, welche Fortschritte besonders Herbert in der italienischen Sprache machte. Nach sechs Wochen war es für ihn gar nicht mehr schwer, sich zu verständigen. Suse strengte sich weniger an.

Sie hatte ja ihren Bruder immer bei sich. Herbert sprach auch für sie. Es war wirklich genug, wenn ein Zwilling Italienisch konnte.

Die Mutter führte die Kinder daher gerne auf den Spielplatz. Sie konnte sie dort lassen, wenn sie inzwischen Besorgungen in der Stadt zu erledigen hatte.

Herbert half den Bettlern im Park die Zigarettenstummel aufheben, bis eines Tages die Mutter diesem sonderbaren Zeitvertreib ein Ende machte.

Da liefen die kleinen Zeitungsverkäufer zu bestimmten Stunden durch den Park und schrien: »Roma – Tribuna – Corriere della sera.« Dabei ließen die kleinen Neapolitaner das Rrr nur so rollen. Herbert übte es so lange, besonders in der Früh beim Gurgeln, bis er es ebenso gut konnte. Das Rrr schnurrte bei ihm wie ein Rad. Enrico, Arminio, Carlo und Roberto, sie alle bewunderten Herbert. Er brachte ihnen oft ein Stück Kuchen oder ein Stück Brot mit. Aber sein größter und geheimer Wunsch war es, einmal nur ein einziges Mal, mit einem Kasten Zeitungen durch den Park zu laufen und auch dabei so laut schreien zu dürfen.

Eines Tages hatte Frau Winter ihre Zwillinge im Park zu-

rückgelassen, um einige dringende Einkäufe in der Stadt zu machen. In den Straßen der Stadt brütete die Sonnenglut. Nein, es war wirklich besser, die Kinder blieben im schattigen Park. Sie spielten doch so nett mit ihren kleinen Freunden.

Suse hatte ihren Puppenwagen unter eine schattige Zypresse geschoben. Dort war ihre Puppenwohnung. Ihre Freundin Ricarda war bei ihr. Sie spielten beide Mutter und Kind und besuchten sich gegenseitig mit ihren Kindern.

Herbert verachtete natürlich das kindische Puppenspiel. Er hatte ein kleines Flugzeug, das man aufziehen konnte und das dann in großen Kurven durch die Luft flog. Das Flugzeug begeisterte seine Freunde, aber am meisten Bubi. Jeder wollte es einmal in die Luft schnellen lassen.

Zur gewohnten Zeit hörte man die kleinen Zeitungsverkäufer rufen: »Corriere della sera – Roma – Tribunal!« Arminio hörte plötzlich zu schreien auf. Er war Herberts bester Freund. Das Flugzeug nahm ihn ganz gefangen, das in herrlichen Kurven seine Bahn durch die Luft zog. Er hatte heute weder auf Kuchen noch auf ein buntes Bild Lust. Er wollte das Flugzeug.

»Laß mich einmal machen!« bat er auf italienisch. »Prego, bitte!«

Herbert stellte sich taub. Aber er ließ sein Flugzeug noch höhere und schönere Bogen beschreiben.

»Prego – prego, Erberto!« Die kleinen, nicht sehr sauberen Hände griffen nach dem weißen Hemdärmel seines Freundes.

Da kam Herbert ein Gedanke. Ein großartiger Gedanke. Nein, es ging doch nicht – irgend etwas warnte ihn!

Aber warum sollte es nicht gehen? Natürlich ging es! Nie wieder würde er eine solche günstige Gelegenheit haben. Die Mutter war nicht da, Suse spielte mit ihrer Freundin. Nur Bubi sah seinen Herrn mißtrauisch an, als ob er ihn mit seinen klugen Hundefauchen durchschaute. Ja, was ging denn das Bubi überhaupt an! Wer war von ihnen beiden der Herr?

»Du kannst mit meinem Flugzeug hier im Park spielen, Ar-

minio, wenn – wenn du mich statt dessen Zeitungen ausrufen und verkaufen läßt.« So, da war es heraus. Zwar stotterte er dabei, aber das tat er immer, wenn er sehr aufgeregt war.

Der kleine Italiener hob den Zeigefinger und bewegte ihn schnell hin und her, das bedeutete – nein!

»Bitte, bitte!«

»Es geht nicht, Erberto. Ich muß das Geld abliefern.«

»Aber ich bringe dir doch das Geld. Jeden Centesimo bekommst du ehrlich wieder«, versprach Herbert.

Das Wort ›ehrlich‹ war bei dem kleinen Neapolitaner nicht sehr bekannt. Aber das Flugzeug surrte gerade so verlockend im Sonnenlicht. Arminio konnte nicht widerstehen.

Er hängte Herbert seinen Zeitungskasten um. »Hier, in diese Schachtel kommt das Geld. Verliere es nicht. Du mußt laut ausrufen. Avanti!«

Oh, schreien, das konnte Herbert gut!

Bubi betrachtete erstaunt seinen Herrn. Wie schnell hatte er sich in einen Zeitungsverkäufer verwandelt. Nanu, was hatte denn das zu bedeuten? Einen Augenblick blieb Herbert unentschlossen stehen. Sollte er nicht doch Suse Bescheid sagen? Er fühlte sich immer als ihr Beschützer, wenn Mutter nicht da war. Aber wenn sie ihn nun nicht fortlassen wollte? Sie spielte doch mit ihren Puppen, und bis sie ihn vermißte, war er längst wieder zurück. Schon rief Arminio: »Arivederci – auf Wiedersehen!« Da lief Herbert fort, und Bubi folgte ihm mit vorwurfsvollem Gebell.

»Corriere della sera – Roma – Tribunal!« Oh, wie wunderbar rollte Herbert das Rrr. Er konnte es viel besser als Arminio. Er schrie auch viel lauter als die übrigen Zeitungs-jungen.

Dieser und jener kaufte eine Zeitung. Das Geld in der Schachtel klapperte. Wenn er einmal groß war, wurde er nicht Professor, wie er sich es vorgenommen hatte, sondern Zeitungsverkäufer. Das war viel lustiger.

Die Zeitungsverkäufer hatten den Park nach allen Richtungen abgestreift und liefen zurück in die Stadt. Herbert und Bubi liefen hinterdrein. Er dachte nur daran, recht viele Zei-

tungen zu verkaufen. Er wollte ein tüchtiger Kaufmann sein.



Verwunderte Blicke streiften den kleinen sonderbaren Zeitungsjungen. Die anderen Verkäufer hatten geflickte Hosen, ein zerrissenes Hemd und liefen barfuß. Sie hatten schwarze Augen und eine dunkle Haut. So sahen sie aus, einer wie der andere.

Ein Herr blieb vor Herbert stehen. Er verlangte die Abendzeitung. Ihm fiel das gepflegte Aussehen des Kindes auf. Er musterte verwundert die blauen Augen, den sauberen Anzug, die weißen Socken und die Sandalen. So sahen die kleinen italienischen Zeitungsverkäufer nicht aus.

»Wie heißt du?« fragte er auf italienisch.

»Erberto«, sagte Herbert und wollte weiter.

»Bist du italiano – Italiener?«

Einen Augenblick schwankte Herbert. Er wollte doch gar zu gern für einen Italiener gehalten werden. Aber er brachte die Lüge nicht über die Lippen. »Corriere della sera – Roma – Tribuna«, schrie er, um der peinlichen Antwort auszuwei-

chen.

Aber der fremde Herr ließ nicht locker. Er merkte, daß irgend etwas nicht stimmte. Er ging neben dem Jungen her.

»Wo bist du geboren?«

»In Germania – in Deutschland.« Herbert wagte doch nicht zu lügen.

»Da bist du ja ein Landsmann von mir. Da können wir uns doch bequemer auf deutsch unterhalten«, lachte der Herr.

»Wie kommst du denn nach Neapel?«

»Mein Vater lebt hier.« Es war Herbert nicht sehr wohl zumute. Er wollte weitergehen.

Der Fremde hielt ihn am Hemdärmel fest.

»Zuerst sagst du mir, wie du heißt!«

»Herbert Winter – aber ich muß jetzt wirklich Zeitungen verkaufen.« Er schrie aus Leibeskräften: »Roma – « und Bubi bellte dazu.

»Winter – « der Herr stutzte. »Was ist dein Vater?«

»Professor«, sagte Herbert und lief davon.

Aber der Herr hatte längere Beine und lief schneller als Herbert und Bubi.

»Winter? Professor Winter? – Nein, das ist nicht möglich. Du bist der Sohn von Professor Winter? Bei dem war ich gerade auf Besuch! Und wieso verkaufst du hier in Neapel Zeitungen?« forschte der Herr.

Herbert wurde rot bis über beide Ohren.

»Mein Freund Arminio hat mir die Zeitungen ein bißchen geborgt – nur so zum Spaß«, stotterte Herbert verlegen.

»Aber jetzt habe ich wirklich keine Zeit.« Es fiel ihm plötzlich ein, daß Suse allein im Park war. Was war, wenn sie ihn vermißte oder die Mutter inzwischen zurückgekehrt war?

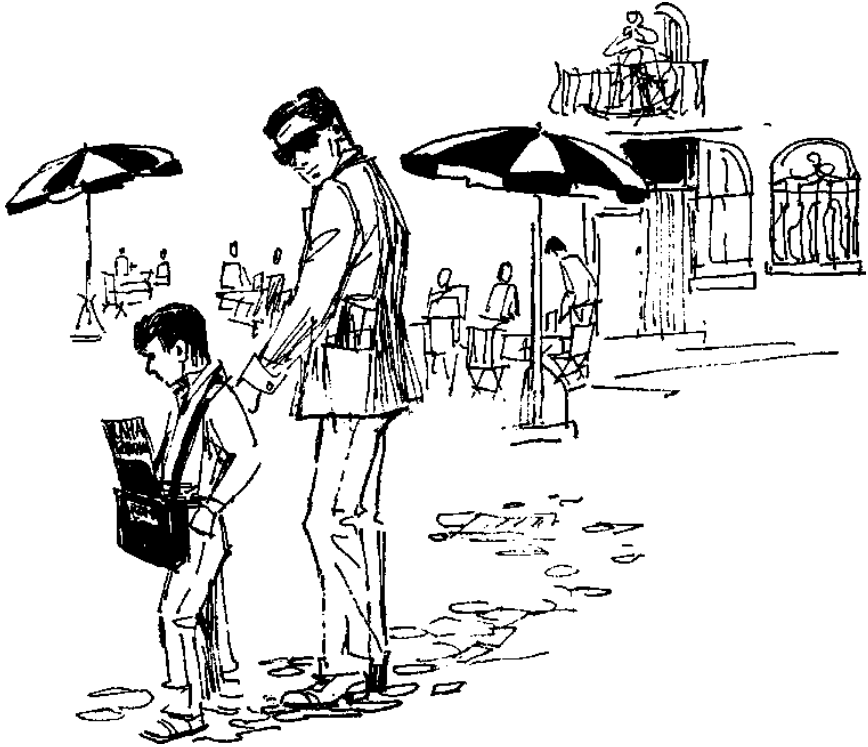
»Weiß denn deine Mutter, daß du Zeitungen verkaufst?« fragte der fremde Herr ernst. Und da er keine Antwort bekam, setzte er dazu: »Ich glaube, daß ihr das nicht sehr recht wäre, auch nicht deinem Vater.«

Herbert lief rascher. Ihn jagte das schlechte Gewissen. Er rief keine Zeitungen mehr aus.

»Ich bringe dich heim«, sagte der Herr.

»Ich gehe in den Park zurück. Dort ist meine Schwester

Suse. Mein Freund Arminio wartet dort auf seine Zeitungen. Vielleicht ist meine Mutter auch schon da.« Das klang recht kleinlaut. Denn mit einemmal kam sich Herbert als Zeitungsverkäufer sehr komisch vor.
»Ich liefere dich persönlich ab!«



Im Park hatte Suse inzwischen ihren Bruder vermißt. Sie lief zu den Kindern und fragte sie nach Herbert. Sie erzählten ihr, daß Herbert mit Zeitungen fortgelaufen sei. Sie war nun ganz allein mit ihrer Puppe in dem großen Neapel. Was konnte sie da anderes tun, als sich auf eine Steinstufe zu setzen und bitterlich zu weinen. So fand sie die Mutter.
»Herbert ist weg, Herbert und Bubi – beide sind weg!«
Alles andere erfuhr Frau Winter von den Kindern. Sicher hatte Herbert nur mit dem Zeitungsjungen getauscht. Er hatte ihm sein Spielzeug für den Zeitungskasten gegeben.

Nun lief er allein in den Straßen Neapels umher! Was konnte da nicht alles geschehen!

Sie fragte Arminio, ob er nicht wisse, wohin Herbert mit den Zeitungen gelaufen sei. Aber er wußte auch nicht Bescheid. Er wollte seine Zeitungen haben, von dem Flugzeug hatte er schon genug. Auch die Bettler wurden aufmerksam. Ihr deutscher Freund war verschwunden? Sie wollten schon helfen, ihn zu suchen. Er konnte sich doch in der großen Stadt verlaufen, vielleicht fand er nicht mehr zurück in den Park?

Während die Mutter noch überlegte, was sie unternehmen sollte, hörte man plötzlich Hundegebell.

Suse spitzte die Ohren. Das war doch Bubi! Da kam er auch schon auf sie zugelaufen und bellte sie an. Dahinter, langsamer und gar nicht mehr froh, ging Herbert an der Seite eines fremden Herrn.

Als erster war Arminio bei dem Jungen. Er riß ihm den Zeitungskasten vom Hals und schimpfte mit ihm. Vor der Mutter und Suse stand kein kecker Zeitungsverkäufer, sondern ein zerknirschter Herbert. Auch der fremde Herr hatte ihm unterwegs Vorwürfe gemacht. Aber Muttis besorgtes Gesicht und Suses Tränen gingen ihm näher.

Der Herr war ein Bekannter der Familie. Er stellte sich als Professor aus Freiburg vor und brachte Grüße von den Großeltern.

Aus der Ferne hörte man Arminios Stimme: »Roma – Tribuna - Corriere della sera!« Nein, Herbert hatte keine Lust mehr, noch einmal Zeitungsjunge zu spielen.

DAS HAUS WACKELT

Es war an einem Nachmittag in der Schulstunde bei Signor Salvani. Die Zwillinge hatten ihre braunen Köpfe über ein italienisches Kinderbuch gebeugt, das sie mit dem Lehrer lasen. Es war die Geschichte von »Pinocchio«, der aus einem Stück Holz geschnitzt war und die lustigsten Abenteuer erlebte.

Herbert oder, wie er in der Italienischstunde hieß, Erberto, las schon fast fließend. Nur ab und zu stolperte er noch über ein schwieriges Wort. Manchmal hielt sich der Lehrer die Ohren zu, wenn die kleinen Deutschen die weiche, melodische Sprache gar zu hart aussprachen.

»Oh, nicht, nicht – ihr sprecht, wie wenn man Holz hackt«, sagte er auf italienisch. Darüber mußten die Kinder lachen.

Es wurde in der Stunde nur Italienisch gesprochen. Suse, die noch nicht so gut wie Herbert sprechen konnte, verwendete öfter ein deutsches Wort. Aber ihr Bruder übersetzte es ihr sofort. Auf diese Weise lernte auch Suse allmählich die fremde Sprache.

Heute waren beide nicht recht aufmerksam in der Lese- stunde. Dabei war gerade eine besonders schöne Stelle an der Reihe. Pinocchio war von einem großen Fisch verschluckt worden. Er versuchte, durch List wieder aus dem dunklen Fischbauch ins Freie zu kommen.

Herbert, den sonst die Irrfahrten des armen Pinocchio sehr interessierten, war heute etwas zerstreut. Und Suse als sein Zwilling natürlich auch.

Über den Straßen von Neapel brütete seit Wochen eine Gluthitze. Vielleicht war sie daran schuld, daß die Kinder nicht aufpaßten. Vielleicht waren sie dadurch so unlustig und unaufmerksam.

Nein, die Hitze war es nicht allein. Es war ein winziges Silberwölkchen, das über einer hohen Palme stand.

Die erste Wolke seit Wochen am tiefblauen Himmel. Jeden Tag hatte Herbert darauf gewartet, von morgens bis abends, seitdem der Vater gesagt hatte, daß er nur bei Regenwetter mit ihm ins Aquarium gehen werde.

Und nun war endlich eine Wolke am Himmel. Sie war zwar noch sehr klein. Aber von Minute zu Minute wuchs sie.

»Ich glaube bestimmt, wir kriegen heute noch Regen, Suse«, stellte Herbert fest. Anstatt ins Buch zu schauen, betrachtete er immer den Himmel.

»Nur kein Gewitter!« Davor hatte Suse schon wieder einmal Angst.

»Non parlare tedesco – nicht deutsch sprechen!« Signor Salvani runzelte seine schwarzen, buschigen Augenbrauen.

»Susa, wovor hatte Pinocchio Angst?«

»Vor einem Gewitter«, antwortete Suse, die nicht verstanden hatte, daß von Pinocchio die Rede war.

»Ein Gewitter – im Bauch eines Fisches? Oh, wie dumm sind doch kleine Mädchen manchmal.« Der Lehrer lachte und Herbert mit ihm.

Suse machte ein gekränktes Gesicht. Von Herbert war es wirklich nicht nett, daß er sie auslachte. Dem Lehrer nahm sie es nicht übel. Er war ja nicht ihr Zwilling.

»Susa, lies weiter.« Signor Salvani ließ ihr nicht lange Zeit zum Überlegen. O weh, wie holperte und stolperte sie über die italienischen Sätze. Der arme Lehrer litt entsetzliche Qualen. Er machte ein Gesicht, als hätte er Zahnschmerzen.

»Allora, Pinocchio traf einen guten Bekannten, ein Glühwürmchen im Bauch des Fisches. Beide beschlossen zu fliehen – «

»Suse, schau nur, wie die Wolke wächst. Jetzt reicht sie schon bis zum Pinienhain«, unterbrach Herbert aufgeregt seine Schwester.

»Kümmere dich um Pinocchio, Erberto, und nicht um die Wolken.« Der Lehrer fuhr ärgerlich durch sein schwarzes Haar. »Lies weiter, avanti!«

Eine Weile waren die Kinder ruhig und aufmerksam. Herbert las gut und fließend, was für einen Plan Pinocchio ausheckte, um aus seinem finsternen Gefängnis zu entkommen. Dazwischen aber warf er öfter einen heimlichen Blick zum Himmel hinauf. Die Wolke wuchs, es bestand kein Zweifel. Auch Suse schielte durch das Fenster zu der gelben, großen

Wolke. »O Gott, wenn es nur kein Gewitter gibt«, dachte sie ängstlich. Vater und Mutter waren nicht zu Hause, sie hatte niemanden, zu dem sie dann flüchten konnte.



Pinocchio war mit dem Glühwürmchen bereits bis zum Hals des schlafenden Fisches geklettert. Er mußte nur noch durch die Speiseröhre, dann – da fuhr ein Wirbelwind durch die weitgeöffnete Terrassentür in das Zimmer und riß Herbert beinahe das Buch aus der Hand. Die Hefte auf dem Schultisch flatterten erschreckt auf.

»Wir werden die Tür schließen. Es gibt ein Unwetter«, ordnete der Lehrer an.

»Morgen können wir ins Aquarium gehen, Suse – hurra!« Herbert brach in ein Freudengeheul aus.

Aber seine Schwester freute sich nicht. Bang schaute sie auf die Baumwipfel, die der Sturm hin und her bewegte. Wenn doch wenigstens Mutti zu Haus wäre! Sie machte mit dem Vater einen Besuch bei einem Kollegen.

Herbert ließ Pinocchio mit seinem Glühwürmchen ruhig im Schlund des Fisches stecken. Er hatte kein Interesse mehr dafür, ob der Ärmste wieder ans Tageslicht kam. Er stand an der geschlossenen Glastür und blickte mit strahlenden Augen zu den schwefelfarbenen Wolken. Wo waren sie nur

plötzlich alle hergekommen, diese dicken, schwarzen und gelben Wolken? Von allen Seiten wälzten sie sich heran und verschluckten den blauen Himmel. Auch die Sonne war nicht mehr zu sehen, düstere Wolken hatten sie verdeckt.

Suse stand neben ihrem Bruder und hatte den Arm um ihn gelegt – weniger um ihn zu schützen, als um selbst eine Stütze zu haben. Bei jedem Windstoß duckte sie sich, obwohl Tür und Fenster geschlossen waren. Hui, wie der Sturm die Palmen an ihren langen grünen Blättern riß.

»Erberto und Susa, wir wollen weiterhören, wie es Pinocchio erging«, sagte der Lehrer. »Wenn ihr auch vor der Glastür steht, deshalb kommt das Gewitter auch nicht schneller. Vielleicht kommt es erst in der Nacht, oder es verzieht sich ganz. Der Sturm hat sich schon wieder gelegt. Subito, subito – rasch, rasch an die Arbeit!«

Unlustig folgte Herbert. »In einer Viertelstunde gießt es bestimmt«, stellte er vorher noch fest. »Sei ruhig, Suse, wir können morgen bestimmt ins Aquarium gehen.«

Aber Suse lag ganz und gar nichts am Aquarium. Sie dachte nur daran, daß Vater und Mutter sobald als möglich nach Hause kommen sollten, damit sie nicht im Freien von dem Unwetter überrascht wurden.

Der große Fisch schluckte im Traum, und Pinocchio und das arme Glühwürmchen befanden sich daher wieder im Magen des Fisches. Ganz finster war es darin. Nur das Glühwürmchen leuchtete mit seiner Laterne.

Immer finsterer, immer dunkler wurde es auch im Zimmer. Man konnte kaum noch die Buchstaben beim Lesen erkennen.

Suse hielt ihre Hände vor die Augen, um den Blitz nicht zu sehen, der jeden Augenblick herunterfahren mußte.

»Hab keine Angst, Suse, ich bin ja bei dir«, tröstete sie Herbert. Aber sehr wohl war ihm auch nicht zumute.

Da – ein Dröhnen ohne Blitz – noch einmal – stärker –, der Tisch wackelte, eine Blumenvase fiel um, die Stühle bewegten sich. Aber nicht nur die Stühle, der Schrank, die Wände, alles ringsum wankte und schwankte bei dem Dröhnen. Türen und Fenster sprangen von selbst auf.

»Mutti – Mutti!« Suse schrie wie am Spieß.

»Das Haus wackelt!« rief Herbert entsetzt und umarmte seine Schwester, um sie zu schützen.

»Madonna – ein Erdbeben!« Auch Signor Salvani war ganz blaß.

Durch die weitgeöffnete Tür kam Bubi gerast. Dahinter sprang Mija, das Kätzchen. Auch die Tiere suchten Schutz. Der Sturm wirbelte Bücher und Hefte in den Tintensee auf dem Tisch.

»Wir müssen fort, Kinder. Ins Freie – subito – rasch! Es kann ein neuer Erdstoß erfolgen. Hier sind wir nicht sicher. Das Haus kann zusammenstürzen.« Der Lehrer zog die verängstigten Kinder in den Garten.



»Suse, Suse, schau nur, wie die Säulen wackeln!« Wirklich, die Säulen schwankten, als ob sie tanzen wollten.

Pietro und Teresina kamen ihnen mit verstörten Gesichtern entgegen.

»O Madonna, steh uns bei!« jammerte Teresina und legte schützend ihre Arme um die Kinder. »Kommt, Engelchen, kommt, auf der Piazza sind wir geborgen.« Sie eilte mit ihnen in das Unwetter hinaus. Der Lehrer, Pietro, Bubi und Teresinas Katzen liefen mit. Auch die Tiere ahnten die Gefahr. Nur Suses Schwarzwald-Lotti blieb erschrocken zurück und streckte vergeblich ihre Arme nach der Puppenmutter aus.

Aus allen Häusern stürzten entsetzt die Menschen. Sie alle

schrien das schreckliche Wort: »Terremoto – terremoto – Erdbeben – Erdbeben!«

Auf der Piazza, einem großen Platz, standen Mensch und Tier, ein zitterndes Häuflein. Es goß in Strömen. Der Wind peitschte die Bäume und fegte heulend durch die Straßen.

»Nicht unter einen Baum stellen, der Baum kann umfallen, Erberto«, jammerte Teresina. Sie nahm ihr Schultertuch und breitete es über die beiden Kinder. Suse heulte, und Herbert kämpfte mit den Tränen.

Da standen nun die Kinder in dem Unwetter eng aneinandergeschmiegt. Das schwarze Tuch hatten sie über die Augen gezogen, um nur nichts zu sehen und zu hören. Auch Bubi verkroch sich unter einem Tuchzipfel.

»Weine nicht, wir sterben zusammen«, brachte Herbert schließlich hervor. Er zitterte wie Espenlaub.

»Du sollst aber nicht sterben, Vati und Mutti auch nicht«, schluchzte Suse.

Beide schwiegen, beide dachten dasselbe. Wenn nur dem Vater und der Mutter nichts passiert war. Wenn nur kein Haus eingestürzt und sie unter den Trümmern begraben hatte.

Der Regen rauschte herunter, und das Wasser floß wie ein Bach durch die Straßen. Herbert dachte nicht mehr daran, ob er morgen oder übermorgen ins Aquarium gehen konnte.

Trotz des Tuches waren die Kinder bald bis auf die Haut naß. Suse fröstelte, obwohl es noch immer schwül auf dem Platz war.

Zu den Füßen des Mädchens suchte das kleine Kätzchen Schutz. Suse beugte sich herab und nahm das nasse Tierchen in ihre Arme. Bubi, Mijas Feind, durfte ihm nichts tun. Aber der arme Hund dachte gar nicht daran, er war froh, wenn ihm nichts geschah. Die Angst hatte selbst die Feindschaft zwischen ihnen begraben.

Allmählich, als kein neuer Erdstoß folgte, wurden die Menschen ruhiger. Zwar knieten noch einige Frauen auf dem nassen Steinpflaster, bekreuzigten sich und flehten um Hilfe. Aber die Männer sprachen bereits über das Erdbeben.

Wieviel Sekunden es gedauert habe, daß es diesmal nicht so arg gewesen sei. Es mußte nur eine kleine vulkanische Erderschütterung gewesen sein, wie sie ja in dieser Gegend öfter einmal vorkam.

»Ich glaube, wir können in das Haus zurückgehen und unseren Pinocchio weiterlesen«, sagte der Lehrer zu seinen verummten Schülern. Denn er war ein äußerst gewissenhafter Lehrer, und der viele Regen war ihm schon ungemütlich.

Herbert schielte aus seinem Tuch heraus und lachte. Signor Salvani sah aber wirklich zu komisch aus. Das schwarze Haar klebte ihm auf der Stirn, und Wasserbächlein flossen von seinem Kopf.

Auch Suse schaute heraus, konnte aber nicht lachen. Sie machte sich große Sorgen um ihre Eltern.

»Pinocchio ist ja schon im See ertrunken«, sagte Herbert wieder ganz munter. »Und beim Erdbeben brauchen wir nichts lernen. Das verlangen Vater und Mutter sicher nicht.«

Vater und Mutter – wo waren sie nur. Wenn auch alle dankbar waren, daß das Erdbeben so glimpflich abgelaufen war, die Kinder waren unruhig, denn die Eltern waren noch nicht daheim.

Die Menge zerstreute sich. Die Italiener waren ja daran gewöhnt, da Neapel auf vulkanischem Boden gebaut war. Nun war der Schrecken vorüber, und man konnte wieder lachen und singen.

»Kinder, kommt, wir wollen ins Haus zurück. Ihr erkältet euch hier im Regen. Teresina wird euch heiße Milch geben, das ist gut gegen Erkältung«, sagte Pietro fürsorglich.

»A letto – subito a letto – ins Bett, rasch ins Bett! Wenn nur erst wieder la padrona zu Hause wäre!« rief Teresina aufgeregt. La padrona war die Hausfrau. Die Kinder mußten wieder an die Eltern denken und waren bedrückt.

Die Straße war ein See. Pietro nahm die leichte Suse auf den Arm und trug sie durch das Wasser in das Haus. Herbert stapfte hinterdrein, daß es nur so spritzte. Bubi schwamm die Straße entlang. Das sah so komisch aus, daß

selbst Suse lachen mußte. Aber gleich wurde sie wieder traurig. Wenn ihren Eltern nur nichts zugestoßen war. Sie faltete ihre Hände und bat den lieben Gott, ihren Vati und ihre Mutti zu beschützen.

Da wurde sie ruhiger. Der liebe Gott hatte sicher ihre Eltern beschützt. Aber sie war nicht zu bewegen, ins Haus zu gehen und sich ins Bett zu legen. Weder Teresina noch der Lehrer noch Herbert hatten Erfolg. Sie blieb vor dem Haus und schaute nach ihren Eltern aus. So saßen die beiden Zwillinge Hand in Hand auf den Marmorstufen. Pietro brachte ihnen trockene Kleider und Teresina heiße Milch.

»Ein Auto, da sind sie!« Herbert sprang auf.

Ja, das waren die Eltern, sie lebten! Sie waren gesund, nur etwas blaß vor Schrecken und Sorge, was sie daheim vorfinden würden.

Glücklich schlossen die Eltern ihre Kinder in die Arme.

»Vater, morgen gehen wir ins Aquarium!« Das war das erste, was Herbert sagte.

Suse aber sagte gar nichts. Sie war glücklich, ihre Eltern wiederzuhaben.

IM AQUARIUM

Obwohl es auch noch am nächsten Tag regnete, wurde Herberts Wunsch nicht erfüllt. Noch immer mußte er auf seinen Besuch im Aquarium warten, denn Suse lag stark erkältet im Bett. Sie hatte hohes Fieber. Der Arzt meinte, daß die Verköhlung nicht nur durch die Nässe, sondern auch durch die Aufregung hervorgerufen worden sei.

Eine ganze Woche war Suse krank. Es war ganz gemütlich im Bett, wenn man nur ein bißchen krank war. Suses Bett stand nahe an der offenen Tür der Terrasse, durch die wieder die Sonne schien. Mutti saß mit einer Näharbeit neben ihrem Bett. Da fühlte sich Suse wohl. Sie dachte nicht mehr an die schreckliche Stunde, da das Haus plötzlich zu wanken begonnen hatte. Auch ihre Schwarzwald-Lotti war bei ihr und leistete ihr Gesellschaft. Sie trug es ihrer Puppenmutter nicht nach, daß sie beim Erdbeben im Haus zurückgelassen worden war.

Herbert besuchte Suse nur selten. Er war zu unruhig, um bei ihr still zu sitzen. Wenn er wenigstens mit ihr eine Partie Halma oder Dame hätte spielen können! Doch Suse durfte das nicht, solange sie Fieber hatte. Hoffentlich war Suse bald gesund, denn ohne sie wollte er das Aquarium nicht besuchen, nein, das brachte er nicht fertig.

Der Vater kam morgens und abends zu seinem Töchterchen. Das war für Suse die schönste Zeit.

Bubi und Mija durften nicht ins Krankenzimmer. Wenn sie im Zimmer waren, sprangen sie auf das Bett und wollten sich zu ihrer kranken Freundin legen. Aber der warme Sommerwind kam durch die offene Tür und trug Suse den Blumenduft aus dem Garten zu. Er erzählte ihr von den bunten Blumen und von den singenden Vögeln.

Pietro brachte ihr die herrlichsten Früchte, Erdbeeren und Kirschen, und Teresina kochte ihr eine schmackhafte Suppe, damit ihr Engelchen nur bald gesund werde.

Bei so guter Pflege war es ja kein Wunder, daß Suses blasse Wangen wieder rot wurden. Nach einer Woche durfte sie schon im Liegestuhl liegen.

»Sobald Suse gesund ist, nehme ich Urlaub, und wir fahren nach Capri zur Erholung«, sagte der Professor zu seiner Frau.

»Aber zuerst müssen wir ins Aquarium gehen, Vater, du hast es versprochen.« Herbert ließ nicht locker.

Und wirklich, kaum war Suse wieder gesund, wurde auch schon der Besuch im Aquarium besprochen.

War das ein erhebendes Gefühl für Herbert, als er durch den Eingang ging, vor dem er immer sehnsüchtig gestanden hatte. Vor Stolz kam er sich um einen Kopf größer vor. Aber bevor er das Aquarium betrat, nickte er seinen Freunden, den Bettlern, freundlich zu. Am liebsten hätte er sie mitgenommen. Aber den Bettlern war das Geldstück lieber, das ihnen der Professor zuwarf.

Grünes Licht umfing die Besucher. Es kam aus großen Wasserbehältern. Auf die grünen Schlingpflanzen flimmerte die Sonne.

»Vater, wohin gehen wir zuerst? Zu den Schlangen oder lieber noch zu den Krokodilen!«

»Krokodile fressen kleine Kinder, hat Teresina gesagt.« Suse hielt sich lieber an der Hand der Mutter fest.

»Zuerst besichtigen wir das Aquarium, Herbert«, entschied der Vater. »Da gibt es mehr als genug zu bewundern. Das neapolitanische Aquarium ist weltberühmt. Es beherbergt die seltensten Tiere aus der Südsee. Das Terrarium, in dem Schlangen und Krokodile gehalten werden, kommt später dran. Wißt ihr noch den Unterschied zwischen Aquarium und Terrarium?«

»Na, klar! Ich habe doch schon selbst eins gebaut. Erst gestern habe ich mir mit einer herrlichen Eidechse in einer alten Konservenbüchse ein Terrarium angelegt.« Herbert war beinahe beleidigt.

»Und du, Suschen, weißt du es auch?«

»Ja, eines ist mit Wasser, das andere mit Erde und Steinen gefüllt. Ein Terrarium ist noch viel gefährlicher als ein Aquarium. Aus dem Wasser können die Tiere wenigstens nicht heraus.« Suse teilte die Tiere in harmlose und gefährliche ein.

»Auch dir wird vieles gefallen, mein Herzchen. Man sieht hier Meerestiere, die sehen wie große Blumen aus«, sagte der Professor lächelnd.

»Ja, Vater, das wandelnde Blatt! Davon hast du uns schon einmal erzählt. Das wollen wir uns zuerst anschauen!« rief Herbert aufgeregt.

Professor Winter blätterte in einem Katalog und trat mit seiner Familie an einen Glasbehälter. Es waren grüne Pflanzen darin.

»Ich sehe kein wandelndes Blatt«, sagte Herbert enttäuscht. »Sie sind alle festgewachsen und bewegen sich nicht.«

»Schaut nur einmal genau hin.«

»Ich hab's, ich hab's!« rief Suse freudig. Für Pflanzen hatte Suse einen scharfen Blick. »Da oben, Herbert, da oben bewegt sich das Blatt. Das hat ja einen Kopf und Flügel. Die winzigen Blätter sehen wie Fühler aus. Jetzt bewegt es sich. Mutti, Mutti, das Blatt hat soeben ein Insekt gefressen.« Suse war ganz aufgeregt.

»Wundervoll.« Auch Herbert war begeistert.

»Das Blatt ist ein Tier, Suschen. Es nimmt die Gestalt und Farbe der tropischen Pflanzen an, auf denen es lebt. So ist es vor Verfolgung sicher. Diese Nachahmung nennt man Mimikry.«

»Mimikry, Mimikry«, sagte Herbert sich vor, um sich das neue Wort zu merken.

Sie gingen an Felsgrotten mit braunen und schwarzen Salamandern vorüber.

»Jetzt kommen wir zu den Weichtieren: Schnecken, Muscheln und Tintenfische gehören dazu. Suse, sieh nur die wundervollen Muscheln, in allen Farben und Formen. Das Tier stirbt, wenn es aus dem Wasser kommt. Und hier sind die berühmten Tintenfische.«

»Calamaio«, buchstabierte Herbert. »Vater, die Fische heißen genauso wie unser Tintenfaß. Calamaio rufen doch auch die Fischverkäufer am Hafen!«

»Sicher, mein Junge. Überall bieten die Straßenhändler die Tintenfische an. Sie sind ein billiges Nahrungsmittel für die

armen Neapolitaner«, erzählte der Vater.

»Pietros Leibgericht«, bestätigte Suse. »Ich finde, sie sehen unappetitlich aus. Ich möchte sie nicht essen.«

»Schau sie dir nur einmal richtig an. Sie haben merkwürdige Formen und eine wunderbare Färbung«, machte die Mutter das Töchterchen aufmerksam.

»Eigentlich müßte ein Tintenfisch schwarz sein«, entschied Herbert.

»Ja, wie die Tintenbuben im Struwelpeter«, fiel Suse lachend ein.

»Der Name kommt von einer tintenartigen Flüssigkeit, die die Tiere in ihrem Tintenbeutel haben. Droht ihnen Gefahr, dann spritzen sie die Tinte aus. Dadurch wird das Wasser trüb, und die Feinde können sie nicht mehr verfolgen.«

»Das ist komisch. So etwas möchte ich in der Schule auch haben, wenn der Lehrer mich ruft und ich nichts weiß«, überlegte Herbert.

»Ich halte es für vorteilhafter, die Aufgaben zu lernen«, sagte die Mutter lachend.

»Der Tintenfisch hat einen Schnabel wie ein Papagei«, stellte Suse fest.

»Und was für komische Schwämme er an den Pfoten hat«, wunderte sich Herbert. »Damit kann er die Tinte schnell wieder abwischen wie mit einem Schwamm.«

»Aber Kinder, hat ein Fisch Schnabel und Pfoten?« neckte der Vater.

»Aber der Tintenfisch hat wirklich ein schnabelartiges Maul und Fangarme – keine Pfoten, Herbert. Was du für Schwämmchen hältst, sind Saugnäpfe, mit denen er sich an seiner Beute festsaugt.«

»Vater, wird aus der Flüssigkeit, die der Tintenfisch ausspritzt, unsere Schreibtinte gemacht?« erkundigte sich Herbert.

»Nein, die wird aus einer Pflanze, aus Galläpfeln gewonnen. Aber die bekannte Malfarbe, die braune Sepia, kommt vom Tintenfisch. Jetzt seid ihr aber gescheit genug. Komm, Suchen, wir sehen uns jetzt etwas Hübsches an.«

Der Vater führte Suse auf die andere Seite.

»Blumen, sind die aber schön! Mutti, schau, die große blaue Chrysantheme. Und da die roten, die sehen wie Nelken und Rosen aus. Und die blühen am Meeresgrund ohne Sonne und Licht? Das kann ich mir nicht denken.«

»Doch, sie blühen nicht, sondern sie leben auf dem Meeresgrund. Denn sie sind keine Pflanzen, sondern Meerestiere. Die wunderbaren Blumenblätter sind Fangarme, mit denen sie ihre Beute fassen. Das ist die Purpurrose. Wir wollen sie einmal beobachten, wie sie ihre Nahrung fangt.«

»Ich glaube nicht, daß das Tiere sind, das sind sicher Blumen«, sagte Suse zweifelnd. »Der Vater will uns nur anschwindeln.«

Auch Herbert war derselben Ansicht. »Blumen sind langweilig. Ich sehe mir lieber die Austern und den Einsiedlerkrebs an.«

»Herbert, die Blume frißt!« schrie Suse aufgeregt hinter ihrem Zwilling her. Wirklich, der Aufseher hielt der Purpurrose einen Regenwurm hin. Das Tier ergriff den Wurm mit seinen blumenähnlichen Blättern und fraß ihn. Erst jetzt glaubte Suse, daß das keine Pflanzen, sondern Blumentiere waren. Herbert zweifelte noch immer. Was er nicht mit eigenen Augen gesehen hatte, das glaubte er nicht. Nicht einmal seiner Suse glaubte er.



»Suse, komm schnell zu den Korallenfischen. Die sind viel

bunter als deine Blumen und dabei lebendig!« rief er. Die Korallenfische leuchteten wie buntgestreifter Samt. Noch nie hatten die Kinder so schöne Fische gesehen.

»Wie ein Malkasten«, sagte Herbert bewundernd.

»Kinder, schaut, die Suppenschildkröte. Sie schwimmt und sieht dabei wie ein Adler aus, der fliegt«, rief die Mutter.

»Das Riesentier muß eine kräftige Suppe geben.«

»Herbert, Suschen, habt ihr schon die Korallen gesehen? Wie kunstvoll sich ihre Gehäuse verästeln. In den tropischen Meeren liegen große Koralleninseln und Korallenbänke. Das sind gewaltige Riffe, die den Schiffen oft gefährlich werden.«

Die Kinder wußten nicht, wohin sie zuerst schauen sollten.

»Wie schön ist dort die kleine Koralle«, meinte Suse. »Sie sitzt wie eine Blume auf einem kleinen Stern.«

»Hier siehst du die bunten, glockenförmigen Korallen. Das ist sicher wieder etwas Schönes für dich.«

»Die sehen wie bunte Lampions aus, Vati«, sagte Suse bewundernd. Sie hatte überhaupt keine Angst mehr.

»Diese schönen, bunten Quallen nennt man Medusen«, erklärte der Vater den Kindern.

»Unser Lehrer in der Waldschule hat uns einmal etwas von einem Medusenhaupt erzählt«, fiel Herbert ein. »Wer es ansah, erstarrte sofort zu Stein, so schrecklich war es anzusehen.«

»Suse, schau dir hier nur den Schleierfisch an«, rief die Mutter. »Er sieht aus wie eine feine Dame, wie eine Tänzerin, die ihre Spitzenröcke hin und her schwingt. Jetzt bauscht er seine Flossen wie einen Spitzenschirm auf. Wunderbar, was die Natur alles scharrt!«

»Und wenn man bedenkt, daß diese Tiere im tiefen Meer leben und für das menschliche Auge meist unsichtbar sind. Es ist eine Welt für sich«, meinte der Professor versonnen. Die Kinder waren ein Stück weitergegangen.

»Mutti, hier sind Krebse, die sehen so rot aus, als wären sie bereits gekocht, aber dabei bewegen sie sich noch«, rief Herbert.

»Schrei nicht so, du bist doch nicht allein hier«, ermahnte

ihn die Mutter.

»Das sind blaue und rote Edelkrebse. Bei uns im Norden kommen nur schwarze Krebse vor. Erst wenn man sie kocht, werden sie rot.«

»Hu, was ist das für ein gräßliches Biest?« rief Suse plötzlich ängstlich. »Jetzt hat es sogar einen kleinen Fisch geschluckt, das Ungeheuer!«

»Auf seinem Fell wachsen grüne Pflanzen«, stellte Herbert erstaunt fest.

»Das ist eine uralte Geierschildkröte«, erklärte der Vater.

»Auf ihrem Panzer haben sich kleine Algen angesiedelt, wie merkwürdig.«

»Hier gibt es noch etwas viel Merkwürdigeres zu sehen«, rief Frau Winter. »Die Fischmutter, die mit der alten Schildkröte zusammen im Bassin lebt, hat Angst um ihre Jungen. Wie besorgt sie sich immer zwischen ihre Kinder und das große Ungeheuer drängt.«

»Mutti, Muttichen, jetzt hat die Fischmutter ja ihre Kinderchen selbst aufgefressen!« rief Suse ganz aufgeregt.

»Das kann ich mir nicht vorstellen. Auch in der Tierwelt gehört die Mutterliebe zu den stärksten Trieben.« Der Professor schüttelte den Kopf.

»Aber ich habe es doch auch gesehen, Paul. Jetzt schwimmt sie in eine andere Ecke und – «

»- spuckt die kleinen Fische dort wieder aus«, unterbrach Herbert die Mutter. »Und die Kleinen sind ganz lebendig! Das ist komisch!«

»Das ist gar nicht so komisch, mein Junge. Das ist die sorgende Mutterliebe, die sich auch bei dieser Fischmutter zeigt. Sie gehört zu den sogenannten Maulbrütern, die ihre Jungen ins Maul nehmen, wenn ihnen Gefahr droht. An einer sicheren Stelle speit sie ihre Kinder dann wieder aus«, erzählt der Vater seinen Kindern. Mit großen Augen hörten sie ihm zu.

»Vatichen, liebes Vatichen«, schmeichelte Suse, »gib doch dem Aufseher Geld, und sage ihm, er soll die Fischmutter mit ihren Jungen in ein kleines Bassin geben, damit das alte Ungeheuer sie nicht doch noch erwischt und alle auffrißt.«

»Das kann ich nicht, mein Herzchen. Die Fische sind als Nahrung für die Schildkröte bestimmt. Überall in der Tierwelt kannst du beobachten, daß der Stärkere und Größere den Kleineren und Schwächeren vernichtet.«

»Dann kann ich überhaupt keine Tiere mehr leiden, wenn sie so grausam sind.« Suse konnte sich nicht beruhigen.

»Vater, kommen die Schildpattkämme von den alten Schildkröten?« fragte Herbert.

»Von dieser nicht. Das Schildpatt wird von der Karettschildkröte gewonnen, sie kommt hier besonders häufig vor. Daher ist das Schildpatt in Neapel besonders billig.«

Der Professor führte seine Familie ins Terrarium. Suse wurde doch ein wenig von ihrem Schmerz um die kleinen Fische abgelenkt.

Auch hier sah man eine Riesenschildkröte, die Elefantenschildkröte.

»Der fehlt nur noch der lange Rüssel«, stellte Herbert fest.

»Was frißt sie denn da? Weißkohl? Wie gut, daß ich keine Schildkröte bin.« Weißkohl hatte der junge Herr nämlich nicht sehr gern.

»Jetzt zeige ich euch etwas Seltsames, ein Chamäleon!« Der Vater zeigte auf ein Terrarium.

»Das ist doch kein Kamel!« Suse schüttelte den Kopf.

»Das Kamel bist du, Suse!« sagte der Bruder unhöflich.

»Chamäleon, das ist doch ein ganz anderes Vieh. Das kleine, grüne, das da auf dem Ast sitzt. Es sieht beinahe wie ein Blatt aus.«

»Dann ist es ein Kikeriki«, rief Suse, um zu zeigen, daß sie doch nicht so dumm sei, wie ihr Zwilling annahm.

»Kikeriki?« Die Eltern sahen einander verwundert an. »Was hat denn ein Chamäleon mit einem Hahn zu tun?«

»Ich weiß, ich weiß, hahahaha!« Herbert sprang vor Lachen wie verrückt herum. Er kümmerte sich nicht um die anderen Besucher. »Mimikry meint Suse. Du hast es uns doch erklärt, Vater, wenn ein Tier die Farbe seiner Umgebung annimmt – und da sagt sie Kikeriki dazu! Mein Gott, ist sie stockdumm!«

Auch die Eltern mußten jetzt lachen. Alle Umstehenden

lachten mit. Aber unserem Suschen war das Weinen näher als das Lachen.

Ja, selbst das Chamäleon schien das Mädchen auszulachen. Es streckte seine lange Zunge aus dem Maul. Da hatte es auch schon eine Fliege, die auf einem Blatt herumspazierte, erwischt und geschluckt. Nein, das Chamäleon lachte Suse bestimmt nicht aus, es hatte etwas Wichtigeres zu tun.

»Lach doch mit, Suschen, das ist das Beste, was du machen kannst.« Die Mutter streichelte ihre kleine Tochter und tröstete sie. »Mimikry ist ein schweres Wort. Das darf man schon einmal verwechseln. Herbert, hör auf zu lachen! Du siehst doch, daß sich Suse darüber ärgert.«

Ganz erstaunt sah Herbert seine Zwillingsschwester an. Nein, ärgern wollte er sie eigentlich nicht.

»Das Chamäleon ist ein merkwürdiges Tier«, begann der Vater. »Augenblicklich ist es grün, aber es wechselt seine Farbe. Wenn es erregt ist, hat es eine ganz andere Farbe.«

»Seltsam«, sagte Herbert. »Suse, wenn du das Chamäleon wärst, du würdest jetzt dunkelrot vor Ärger sein.«

»Du solltest dich schämen, Herbert!« sagte Mutter. Und jetzt wurde Herbert rot.

»Vater, wir müssen unbedingt noch zu den Schlangen gehen!« sagte er rasch, um abzulenken.

Was gab es da für viele Schlangen zu sehen, kleine, große, schöne und häßliche. Da sah man Ringelnattern, Ottern und Vipern.

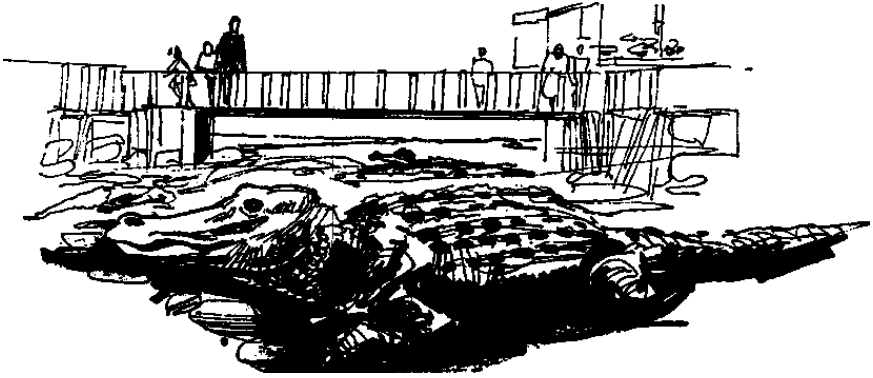
Suse hielt die Hand der Mutter fest. Es war ihr ein bißchen ungemütlich in der Nähe dieser giftigen Tiere, auch wenn sie hinter Glas saßen.

Herbert war Feuer und Flamme. »Vater, wieso heißt die große Schlange Klapperschlange? Sie hat ein wunderbares Fell.«

»Man nennt das Schlangenhaut. Die Klapperschlange hat am Schwanzende eine Rassel aus Hornringen. Wenn sie gereizt ist, klappert sie damit. Daher kommt ihr Name.«

»Ich möchte sie einmal reizen«, sagte Herbert. Er zeigte der Schlange die Zunge und machte eine lange Nase. Als sie das nicht bemerkte, trommelte Herbert gegen das Glas.

»Das ist nicht erlaubt, Herbert. Gleich kommt der Aufseher«, warnte der Vater.



»Beißt sie auch mit dem Klapperschwanz?«

»Aber Herbert, jetzt kann Suse dich auslachen. Hast du denn noch nie etwas von Giftzähnen der Schlangen gehört? Die sogenannten Schlangenbeschwörer lassen die Schlangen in ein Tuch beißen, damit sie ihre Giftzähne entleeren. Dann sind die Tiere für eine Weile ungefährlich. Daher ist das Experiment, das so gefährlich aussieht, völlig harmlos.«

»Wenn ich einmal einer Schlange begegne, so lasse ich sie gleich in mein Taschentuch beißen«, nahm sich Herbert vor. »Hoffentlich hast du dann auch ein reines Taschentuch bei dir«, meinte die Mutter lächelnd.

»Nun kommen zum Schluß noch die Krokodile«, verkündete der Vater. Die Luft in dem Terrarium war wie in einem Treibhaus, eine richtige Tropenluft. Es wuchsen merkwürdige Pflanzen darin. Unten aber auf dem Erdboden wälzten sich faul und träge die Krokodile. Familie Winter ging über eine kleine Brücke. Von hier aus konnte man die Tiere besser beobachten. Ein wenig ängstlich trat Suse etwas näher. Da öffnete eines der Krokodile seinen gewaltigen Rachen, und Suse lief laut schreiend davon.

»Es frißt mich, es frißt kleine Kinder!« weinte Suse. Sie war nicht mehr zu bewegen, ins Terrarium hineinzugehen. Herbert dagegen war nicht aus dem Aquarium zu bekom-

men. Und als man statt des Dämmerlichtes endlich blauen Himmel sah, sagte er: »Wenn ich groß bin, werde ich ein Wärter in einem Aquarium!«

MAULBEERBÄUME

Im Hafen von Neapel schaukelte das Schiff. Es war zur Abfahrt bereit. Die letzten Passagiere wurden eingeschifft. Vom Deck winkten die Zwillinge zum Kai hinüber. Dort standen Pietro und Teresina, die das Gepäck zum Hafen geführt hatten.

Auf einmal heulte die Schiffssirene laut auf. Suse und Herbert hielten sich die Ohren zu. Dann stöhnte und ächzte die große Schiffsschraube, und das Schiff setzte sich in Bewegung. Die Wellen spritzten hoch auf, und der Dampfer glitt wie ein Riesenschwan über das tiefblaue Meer.

»Als ich so alt war wie ihr, bin ich noch nicht über das Mittelmeer gefahren«, meinte der Vater lächelnd.

»Ich auch nicht, Kinder«, fügte die Mutter hinzu.

»Das ist ja ganz klar, weil Vati in Berlin und Mutti in Freiburg zu Hause war.« Herbert war nicht um eine Antwort verlegen.

»Verabschiedet euch vom Vesuv, ihr seht ihn einige Zeit nur aus der Ferne von Capri.«

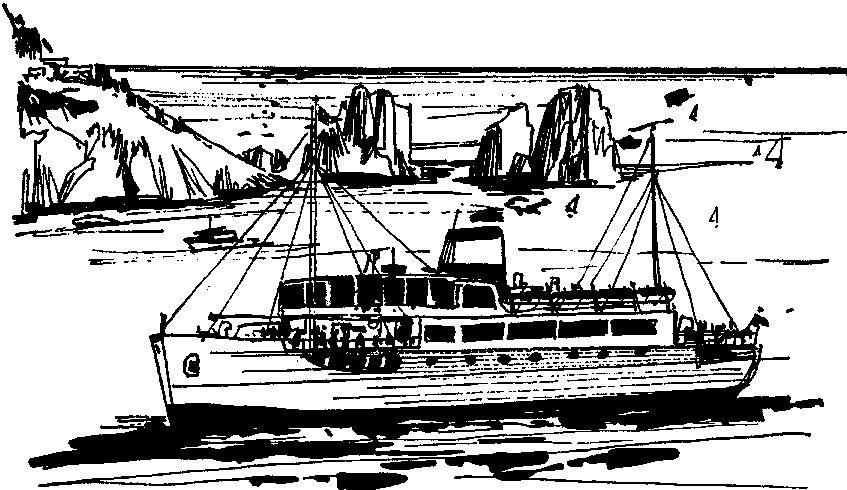
»Gott sei Dank!« Das kam Suse aus tiefstem Herzen. Ihre Furcht vor dem Feuerberg hatte sie noch nicht ganz verloren. Im Gegenteil, seit dem Erdbeben betrachtete sie ihn nur noch ängstlicher. Daher freute sie sich schon so auf Capri, da hatte sie diesen rauchenden Berg nicht in ihrer Nähe.

Die Fahrt war herrlich. Herbert hatte Suse vor der Seekrankheit Angst gemacht. Denn im vorigen Jahr, als sie die Sommerferien an der Nordsee verbracht hatten, waren beide seekrank geworden. Aber das Meer war dort auch sehr stürmisch. Hier war es glatt wie ein blaues Seidentuch. Nur das Schiff spritzte weißen Gischt auf.

Am Ufer wechselten üppige Gärten mit kahlen Bergabstürzen. Die Eltern genossen die wundervolle Landschaft.

Aber die Kinder hatten bald genug davon. Herbert interessierte der große Maschinenraum mit der Schiffsschraube bedeutend mehr, obwohl es dort sehr stark nach heißem Maschinenöl roch. Der vierbeinige Bubi beschnupperte neu-

gierig das Schiff. Suse aber staunte über etwas anderes. Ihr gegenüber saßen zwei Männer in Frauenkleidern. Sie trugen lange, braune Gewänder und einen Strick als Gürtel.



»Mutti, sind das Männer oder Frauen?« flüsterte Suse der Mutter ins Ohr.

»Es sind Mönche, Klosterbrüder. Das sind fromme Männer, die in einem Kloster leben. Sie tun den Armen und den Kranken viel Gutes«, erklärte die Mutter dem Töchterchen. Das gefiel Suse sehr.

Einer der Mönche war aufmerksam geworden. Er merkte, daß von ihm die Rede sei. Freundlich fragte er das Mädchen, wohin sie fahre.

Suse schüttelte verlegen den Kopf. Sie verstand nichts, weil der Mönch so schnell Italienisch sprach. Die Mutter half ihr.

»Wir wollen auf ein paar Tage nach Sorrent. Von dort fahren wir für längere Zeit nach Capri«, erzählte die Mutter den Klosterbrüdern.

»Das ist gut. Sorrent ist eine Perle an unserer Küste. Aber dann besuchen Sie die Blaue Grotte in Capri. Die kleine Signorina wird Augen machen.«

Suse, die kleine Signorina, machte bereits Augen. Angestrengt schaute sie ins Meer hinein, denn sie sah im Wasser Fische schwimmen. Vielleicht wachte auch hier eine Fisch-

mutter über ihre Kleinen, damit ihnen kein Leid geschah? Der Professor trat zu seiner Familie und sagte: »Wir sind gleich da. Dort oben auf dem Felsen sieht man die Hotels von Sorrent.«

»Wie kommt man denn dort hinauf?« Seine Frau betrachtete mißtrauisch den Felsen, der steil ins Meer abfiel.

»Dafür ist sicher gesorgt«, gab der Professor lächelnd zur Antwort. »Das Schiff kann wegen der Felsen nicht am Ufer anlegen. Wir werden schon hier ausgeschifft.«

»Auf dem offenen Meer?« Frau Winter war nicht gerade erfreut darüber.

Auf dem Wasser wimmelte es von Booten. Sie trugen Fahnen mit den Namen ihres Hotels. Wie auf dem Bahnhof schrien die Bootsführer ihre Hotels aus und priesen sie an.

»Vittoria – Imperial – Royal – Cocumella – Paradiso – « War das ein Geschrei! Jeder wollte möglichst viele Gäste werben. Besonders der Führer vom Hotel Paradiso hatte es auf die Familie Winter abgesehen.

»Paradies ist schön – Paradies ist serr schön – Paradies man kann sprrecken Deitsch«, rief der schwarze Bursche und winkte lebhaft.

»Vati, gehen wir doch in ein Hotel, wo man Deutsch spricht«, bettelte Suse. Das Hotel, das »Paradies« hieß, konnte nur schön sein.

»Nein, mein Kind. Ich lege Wert darauf, daß ihr nicht Deutsch, sondern Italienisch sprecht. Wenn ihr im Herbst in die Schule kommt, könnt ihr dann fließend sprechen.« Der Professor winkte den Bootsführer des Hotels Cocumella herbei. Vorsichtig bestiegen sie das Boot.

»O Gott, das schaukelt, dabei ist das Meer ganz ruhig«, sagte Suse ängstlich. In der Nähe des Felsens war die Brandung sehr stark. Suse war ganz blaß geworden. Sie klammerte sich fest an die Hand des Vaters. Herbert aber sprang übermütig im Boot hin und her, damit es sich noch stärker bewegte. Der Vater mußte ihn zur Ruhe ermahnen. Bubi war auch nicht sehr wohl zumute.

Aber schließlich erreichten sie doch alle gesund das Ufer. Eine Felsentreppe führte hinauf. War es da dunkel und un-

heimlich! Suse packte Herberts Arm.

»Du, Herbert, Teresina hat erzählt, daß es hier in den Felsen noch richtige Zwerge geben soll. Monacelli nennt sie die Zwerge«, flüsterte Suse.

»Das ist ein großer Unsinn! Zwerge gibt es nur im Märchen.« Herbert war viel klüger als seine Zwillingschwester, obwohl er nur um zwei Stunden älter war.

Da war der Weg durch den Felsen zu Ende, und man hatte schon wieder einen Ausblick auf das blaue Meer und auf die blühenden Orangen- und Zitronenbäume. Die Luft war voll von süßem Blütenduft.

»Sorrent ist die Geburtsstadt von Torquato Tasso, dem italienischen Dichter«, erzählte der Vater. »Ihr seht hier auf der Piazza sein Denkmal.« Nur die Mutter interessierte sich dafür. Die Kinder standen vor einem Schaufenster und bewunderten kleine Holzkästchen mit kunstvoller Einlegearbeit.

»Die eingelegten Holzarbeiten nennt man Tarsia. Sie werden hier in Sorrent hergestellt. Auch Seidenwaren kommen aus Sorrent. Unsere buntgestreifte Schlafdecke stammt auch von hier. In dieser Gegend werden viele Maulbeerbäume angepflanzt, um Seide zu gewinnen«, erklärte der Vater.

»Wächst denn die Seide auf den Maulbeerbäumen?« fragte Suse erstaunt.

Alle mußten herzlich lachen.

»Suse, bist du aber dumm! Seide ist doch keine Frucht, die auf Bäumen wächst.«

»Das weiß ich auch, aber – « Suse war wieder einmal verstimmt.

»Und wenn du so klug bist, mein Sohn, was haben denn die Maulbeerbäume nun wirklich mit der Seide zu tun?« fragte der Vater.

Darauf wußte unser Schlaukopf auch nichts zu erwidern.

»Ich erkläre euch das am Nachmittag. Jetzt wollen wir erst die Zimmer besichtigen.«

Das Hotel hatte einen herrlichen Garten. Es wuchsen Oleanderbäume und seltsame, südländische Pflanzen darin.

Eine hohe Blütenhecke begrenzte die Wege. Wie in einem Märchengarten kam man sich darin vor.

Die Zwillinge gingen mit Bubi nach dem Essen auf Entdeckungsreisen aus.

»Da sitzt ja Teresinas Zwerg«, sagte Herbert und lachte.

»Wo – wo?«

»Dort in der Felsengrotte.« Wirklich, in einer künstlich angelegten Grotte hockte ein kleiner Zwerg mit einer roten Zipfelmütze. Bubi bellte ihn feindselig an.

»Ach, der ist ja aus Stein!« Jetzt lachte Suse mit. »Er sieht aus wie unser Steinzwerg im Garten in Berlin.«

»Monacello«, sagte eine heisere Stimme. Sie hätte gut zu dem Zwerg gepaßt. Hinter den Kindern stand ein alter Gärtner und zeigte auf den Zwerg.

»Der Zwerg heißt wirklich so, wie Teresina gesagt hat«, rief Suse erfreut.

»Dummkopf, Zwerg heißt auf italienisch Monacello, jeder italienische Zwerg heißt so.« Es war gut, daß der alte Gärtner kein Deutsch verstand.

Der alte Mann führte die Kinder auf eine große Terrasse. Sie lag hoch über dem Meer. Man hatte einen wunderschönen Ausblick von dort.

»Capri«, sagte der alte Mann und zeigte auf eine Insel, die wie ein großes Tier im blauen Meer lag.

Also dort würden sie in drei Tagen sein.

Auf der Terrasse waren Liegestühle aufgestellt. Einige Damen und Herren lagen dort, lasen oder genossen den schönen Ausblick.

Kinder haben für schöne Ausblicke nicht lange Interesse. Bald spielten die Zwillinge mit Bubi auf der Terrasse Fangen, ihr Lieblingsspiel.

Ein Herr, der in einem der Liegestühle lag, wurde durch die lauten Kinder beim Lesen gestört. Er rief ihnen etwas zu und stieß dazu aus einer kurzen Pfeife ärgerlich Dampf Wolken hervor.

Die Kinder sahen einander erstaunt an. Waren sie damit gemeint? Sie hatten kein Wort verstanden, die Sprache war weder deutsch noch italienisch.

»Das ist gewiß ein Franzose«, flüsterte Suse dem Bruder zu.

»Nein, das ist ein Russe!« wußte Herbert schon wieder einmal etwas besser.

»Der Herr ist ein Engländer«, sagte eine Dame. Auch sie lag in einem Liegestuhl. »Seid so lieb und geht in den Garten spielen. Der Herr wird durch euch gestört.« Die Dame war noch jung, hatte aber schon weiße Haare.



Suse hätte die Dame am liebsten umarmt. Sie freute sich so sehr, wieder einmal Deutsch zu hören. Auch Bubi wedelte freundlich mit seinem Stummelschwänzchen.

»Da habt ihr jeder eine Tafel Schokolade«, die Dame griff in ihre Tasche und reichte jedem Kind eine große Tafel. Herbert dankte mit einer Verbeugung, Suse machte einen Knicks.

Am Abend spazierte die Familie auf der schönen Uferstraße nach Massa. Suse fragte: »Vati, sind das hier auch Maulbeer-bäume?«

»Nein, Suschen, das sind Weinreben. Sie sind in gewölbten Spaliergängen, Pergola genannt, angelegt. Da hängen im Herbst die blauen und goldenen Trauben herab. Auch Zitronen und Orangen werden so angepflanzt.«

»Vater, du wolltest uns doch von den Seidenraupen erzählen«, erinnerte ihn Herbert. Ihn interessierten Raupen mehr als Bäume.

»Herbert, laß den Vater in Ruhe und quäl ihn nicht. Er will

den wundervollen Weg genießen«, mahnte die Mutter. »Seht euch nur den Sonnenuntergang auf dem Meer an. Es sieht aus, als ob die weißen Felsen von Capri brennen würden.« Sie standen auf dem berühmten Aussichtspunkt, dem Capo di monte.

»Das haben wir schon oft gesehen. Das Meer sieht wie mein Malkasten aus. Vater, wird aus der Seidenraupe ein schöner Schmetterling?«

»Ja, ein wunderschöner. Aber das wichtigste sind die Schmetterlingslarven. Ihr wißt doch, wenn eine Raupe sich in einen Schmetterling verwandelt, wird sie zuerst eine Larve oder Schmetterlingspuppe. Man betreibt im Land sehr viel Seidenraupenzucht. Die Seidenraupen oder Seidenspinner leben auf Maulbeerbäumen und nähren sich von den Blättern. Wenn sich die Raupe zum Schmetterling verpuppt, spinnt sie sich in ein feines Gewebe ein. Kokon nennt man das Gespinst. Aus diesen Kokons wird die Seide gewonnen.«

»Da braucht man ja tausend Raupen für einen Meter Seide!« rief Herbert.

»Ja, daran denkst du nicht, wenn du dir deine Krawatte bindest«, meinte die Mutter lächelnd.

»Und wie sehen die Früchte von den Maulbeerbäumen aus, Vati? Kann man sie essen?« erkundigte sich Suse.

»Es sind kleine weiße Beeren. Es gibt auch Maulbeerbäume mit schwarzen Beeren. Doch die kommen hier nicht vor. Die Früchte schmecken ziemlich fad, sind aber eßbar. So, jetzt fahren wir von Massa in einem Boot zurück nach Sorrent.« Alle waren damit restlos einverstanden.

Zum erstenmal in ihrem Leben saßen die Zwillinge in einem großen Speisesaal beim Abendessen. Es war in Italien die wichtigste Mahlzeit. Die Gäste waren alle fein gekleidet.

Suse wagte kaum die Augen von ihrem Teller zu heben. Das strahlende Licht, die schönen Blumen auf den Tischen und die feinen Leute ringsum, vor allem aber die feierlichen Kellner, das alles schüchterte sie völlig ein. Sie stand auf und machte jedesmal einen Knicks, wenn der Kellner ihr eine Schüssel reichte. Bis die Mutter lächelnd sagte, daß

dies nicht notwendig sei. Wie gut, daß man einen Tisch für sich allein hatte.

Herbert aber schaute sich interessiert im Saal um. »Du, Suse, da sitzt die nette, deutsche Dame, die uns die Schokolade geschenkt hat, und daneben der alte Brumbär, der – «

»Pst, Herbert, nicht so laut! Du bist nicht allein hier«, ermahnte ihn die Mutter.

»Ach, die verstehen ja kein Deutsch«, meinte der Herr Sohn so nebenbei. Es mußte aber doch an manchen Tischen Deutsch verstanden werden. Als die Mutter einmal Herbert ermahnen mußte: »Iß langsam, stopf nicht so, schau nur, wie Suse manierlich ißt«, da lächelten einige Gäste an den Nebentischen.

Was für merkwürdige Dinge es zu essen gab! Ein Gemüse, das die Kinder nicht kannten. Es waren Artischocken. Der Vater sagte ihnen, sie seien eine Delikatesse. Den Zwillingen aber schmeckte das Orangeneis zum Nachtschiff entschieden besser.

»Ancora?« fragte der Kellner die netten Kinder. Das hieß: Noch gefällig? Die Zwillinge riefen wie aus einem Mund: »Si, ancora – ancora!«

Als die Kinder später in ihren Betten lagen, waren sie froh, daß es hier keine Moskitonetze gab. Daran hatten sie sich noch immer nicht gewöhnt.

»Morgen nehme ich mein Schmetterlingsnetz und die Botanisiertrommel mit und gehe auf Seidenraupenjagd«, erklärte Herbert, bevor er einschlief.

»Der Gärtner weiß sicher, wo hier Maulbeerbäume stehen. Die Seide, die ich aus den Kokons gewinne, bekommst du, Suse.«

»Daraus nähe ich meiner Schwarzwald-Lotti ein Sonntagskleid«, antwortete Suse verschlafen aus ihrem Bett.

Suses Augen waren schon ganz klein.

Nanu, was war denn das? Vor ihrem Bett stand ein winziger Zwerg, kleiner als ihre Puppe. Er hatte eine rote Zipfelmütze. Als sie näher hinsah, erkannte sie den kleinen Steinzwerg aus der Grotte im Garten.

Er verbeugte sich und stellte sich vor: »Ich heiÙe Monacello.« Wirklich, er war es.

»Wir sind Zwillinge und heiÙen Suse und Herbert Winter«, erwiderte Suse höflich.

»Das weiÙ ich«, sagte der kleine Wicht, »ihr seid ja im Fremdenbuch eingeschrieben.«

Komisch, der Zwerg sprach ja Deutsch. Dabei war er doch ein italienischer Zwerg, ein Monacello.

»Ihr wollt gern Maulbeerbäume und Seidenraupen sehen, kommt, ich zeige sie euch.«

Der Zwerg war bei der Tür und sah sich erwartungsvoll nach den Kindern um.

»Du, Herbert, der Zwerg zeigt uns die Seidenraupen.« Ja, die wollte er auch sehen.

Im Hotel war es mauschenstill. Alles schlief bereits. Vorsichtig schlichen die Kinder barfuÙ über die Treppe hinunter. Es war eine warme Sommernacht.

»Ist es auch nicht zu dunkel da drauÙen?« fragte Angsthachen Suse. Zaghafte folgte sie dem winzigen Führer durch die verschlungenen Wege des Gartens.

»Die Engel haben heute alle Sterne angezündet. Da ist es heller als am Tag«, beruhigte sie der Zwerg.

Kreuz und quer liefen sie durch den Garten, schlieÙlich blieb der Zwerg vor drei Bäumen stehen. »Das sind Maulbeerbäume«, sagte er.

Die Kinder schauten zuerst die Bäume und dann einander an. Sie konnten beim besten Willen nichts Besonderes an den Bäumen entdecken. Die sahen wie alle anderen Bäume aus.

»Wo sind denn die Seidenraupen?« erkundigte sich Herbert.

»Eure Augen sind so groÙ, aber sehen könnt ihr trotzdem nichts«, lachte der Zwerg. »Da hängen sie ja, eine neben der anderen.«

»Das sind doch Beeren, weiÙe Beeren«, meinte Suse. »Vati hat uns erzählt, daÙ der Maulbeerbaum weiÙe Beeren hat. Man kann sie sogar essen.«

»Na, dann lasse sie dir gut schmecken. Guten Appetit!« rief der kleine Führer lustig. »Ich fürchte nur, die Beeren wer-

den dir im Magen herumkrabbeln.«

»Es sind Kokons, Suse, keine Beeren«, belehrte sie auch Herbert. »Siehst du, eine Beere ist rund, die andere ist länglich. Es sind eingespinnene Seidenraupen. Sie sind mit einem feinen Faden an das Blatt angehängt.«

»Das ist ein Seidenfaden«, erklärte der kleine Wicht. »Wenn man den abwickelt, sieht man, wie lang er ist. Die Seidenraupe ist die berühmteste Spinnerin im Land.«

»Ich möchte so ein Kokon abwickeln und mir die Seidenraupe ansehen!« Herbert streckte eine Hand nach dem Kokon aus.

»Das ist nicht erlaubt.« Der Zwerg gab dem neugierigen Herbert einen Schlag mit seinen winzigen Fingerchen. Au, das tat ja weh! »Du störst die Raupen. Sie verwandeln sich jetzt in einen Schmetterling«, piepste der Kleine ärgerlich.

»Ich habe doch Suse Seide für ein Puppenkleid versprochen«, entschuldigte sich Herbert verlegen.

»Gut, dann wollen wir die Raupe bitten, daß sie euch etwas Seide schenkt«, schlug der Zwerg vor. Er pflückte ein Blatt ab und piff darauf. Es klang wie ein Drosselgesang.

Ein Kokon begann sich zu bewegen. »Paßt auf, gleich wird Frau Raupe ein Fenster öffnen«, sagte der Wicht zu den Kindern.

»Fenster – eine Raupe hat doch kein Haus wie eine Schnecke. Und es ist überhaupt keine Raupe mehr, sondern eine Schmetterlingslarve«, wandte Herbert ein. Aber da schoben sich auch schon die feinen Fäden auseinander und ein häßlicher Raupenkopf mit vielen Augen kam hervor.

»Eine Raupe – eine Raupe!« Suse kreischte laut auf und sprang zur Seite. Es gab einen Krach – da lag Suse zwischen den beiden Betten auf dem Fußboden.

Aus dem Nebenzimmer kam die Mutter gelaufen.

»Mein Kind, du bist ja aus dem Bett gefallen. Im Schlaf hast du auch geschrien. Du hast sicher heute abend zuviel gegessen.« Die Mutter legte Suse wieder liebevoll in ihr Bett.

»Ich habe im Schlaf geschrien? Ich hatte doch nur Angst vor der häßlichen Raupe, die den Kopf aus dem Kokon gesteckt hat«, flüsterte Suse verschlafen.

»Du hast geträumt, mein Herzchen.«

»Nein, Herbert muß es doch auch wissen...« Aber da war Suse schon wieder eingeschlafen.

Weder Herbert noch der Steinzwerg wußten am nächsten Morgen etwas von dem Ausflug zu den Maulbeerbäumen. Und Suse bekam auch keine Seide für ein Sonntagskleid für ihre Schwarzwald-Lotti.

DIE BLAUE GROTTE

Professors Zwillinge waren nun schon die zweite Woche auf der Insel Capri. Es war ihnen, als seien sie schon weiß Gott wie lange dort. Sie hatten bereits mit vielen kleinen Fischerkindern Freundschaft geschlossen. Sie kannten den Giovanni, den Bernardo, den Umberto, den Carlo, die Julia, die Emilia und die Rosina und noch mehrere braungebrannte Kinder an der Marina piccola.

Auch die Familie Winter wohnte in einem Haus an der Marina piccola, dem kleinen Hafen von Capri. Das weiße Häuschen lag versteckt hinter Orangenbäumen und Weinreben. Auf dem Haussims wucherten dunkelrote Kletterrosen. In diesem Haus verlebte Familie Winter herrliche Ferientage.

Der Vater war die halben Nächte wach und studierte den Sternenhimmel, der in ungeahnter Pracht funkelte. Er machte sich Aufzeichnungen und berechnete den Lauf der Gestirne.

Die Mutter versorgte den Haushalt. Herbert und Suse, ihre beiden Heinzelmännchen, halfen ihr dabei.

In der Früh gingen die Zwillinge zur Piazza auf den Markt. Jeder hatte am Arm eine bunte, geflochtene Strohtasche. Diese Taschen werden auf der Insel Capri von den Einwohnern hergestellt. Das Einkaufen machte den beiden großen Spaß. Was für seltsames Gemüse es gab: riesengroße Paprikaschoten, Artischocken, Tomaten und noch viel mehr. Auch die Früchte waren so verlockend, daß Herbert am liebsten gleich hineingebissen hätte. Aber die gewissenhafte Suse ließ das nicht zu. Sie hielt ihr Versprechen, das sie ihrem Vater gegeben hatte, kein ungewaschenes Obst zu essen.

Nach dem Einkaufen durften sie an den Strand. Der Vater wartete bereits auf sie. Den Kindern war das Baden und Bootfahren ohne Eltern verboten. Wenn die ganze Familie im Wasser war, ging es lustig zu. Die Eltern waren so ausgelassen wie ihre Zwillinge. Sie tanzten, lachten und spritzten um die Wette mit ihnen. Suse freute sich täglich mehr auf das Baden. Von einem Tag zum anderen wurde sie ge-

schickter im Schwimmen und Tauchen.

Auch dem sonst so wasserscheuen Bubi machte das Baden hier in Capri viel Vergnügen. Es war gar nicht mehr zu zählen, wie oft er an einem Tag ins Wasser sprang. Herbert warf ihm ein Steinchen oder ein Stück Holz ins Meer und schon sprang er kopfüber in die blaue Flut.

Die Fischerkinder standen als Zuschauer daneben, klatschten in die Hände und bewunderten Bubis Schwimmkünste. Bald waren die Zwillinge auch so braungebrannt wie die Kinder von Capri.

»Wann fahren wir zur Blauen Grotte?« Herbert wiederholte ein dutzendmal am Tag die Frage, bis sein Wunsch endlich erfüllt wurde und sich die Familie zu einem Besuch entschloß. Es gab einen harten Kampf wegen Bubi. Herbert wollte ihn mitnehmen, die Eltern nicht.

Wieder einmal konnte er seinen Willen durchsetzen, und sein treuer Freund durfte mitkommen.

Es war ein wunderbar klarer Sommertag – der Himmel war so dunkelblau wie das Meer. Ein sanftes Lüftlein wehte, als das kleine Boot durch das Wasser glitt.

»Werft noch einen Blick zurück nach Capri, Kinder. Sieht es nicht wie eine Märcheninsel aus? Die Terrassen sind voll mit blühenden Bäumen, und dazwischen stehen die weißen und roten Häuser.« Vater und Mutter blickten immer wieder zurück.

Die Kinder aber konnten es kaum erwarten, bis man die Blaue Grotte zu sehen bekam. Unzählige Boote waren draußen auf dem Meer. Viele Fremde waren mit dem Dampfer nach Capri gekommen, um die weltberühmte Blaue Grotte zu besichtigen.

»Du, Herbert, was machst du denn da? Willst du auf dem Meer Schmetterlinge fangen?« fragte Suse verwundert.

Wirklich, Herbert hatte sein grünes Schmetterlingsnetz mitgenommen.

»Nein, aber Korallen will ich fischen«, sagte er überheblich.

»Mit dem Schmetterlingsnetz?« Vater und Mutter lachten den dummen Jungen aus. Auch Andrea, der alte Fischer, lachte herzlich, als der Vater es ihm erzählte. Nur Suse, als

getreuer Zwilling, und Bubi, als treuer Hund, lachten nicht mit.

Der Fischer Andrea versprach Herbert, ihn einmal nachts zum Korallenfischen mit hinaus auf das Meer zu nehmen. Aber der Vater wollte nichts davon wissen. Sein Sohn sei viel zu unvorsichtig und zu waghalsig, um ihn allein mit auf die See zu lassen. Obwohl Herbert noch einmal um Erlaubnis bat, blieb der Vater bei seinem Wort.

»Asti spumante«, sagte der Fischer und zeigte auf einen Wassersprudel, der aus einem Felsen herausschäumte. Er wollte Herbert damit aufheitern. Aber selbst dieser Witz – denn Asti spumante war ein italienischer Schaumwein – machte den Jungen nicht fröhlicher. An dem strahlenden Sommertag saß er da und machte ein Gesicht wie drei Tage Regenwetter.

»Du bist undankbar, Herbert«, sagte die Mutter ernst. »Du verdienst es gar nicht, daß der Vater dir die Freude macht und dich in die Blaue Grotte mitnimmt.«

Herbert schämte sich ein wenig, aber er war noch immer unzufrieden. Nachts mit den Fischern auf die See hinauszu-fahren und Korallen zu fischen, das war sicher noch viel schöner als die Blaue Grotte.

Man näherte sich dem Felseingang, der zur berühmten Grotte führte. Viele Boote warteten schon. Herrliche bunte Quallen schwammen auf der goldschimmernden Wasseroberfläche. Herbert fing mit der Hand eine Qualle und hielt sie Suse vors Gesicht. Erschreckt wich sie zurück. Herbert wollte doch nur einen Spaß machen. Suse verstand den Spaß auch, nur Bubi nicht. Der schnappte wütend nach dem Tier, als ob es Fliegen seien.

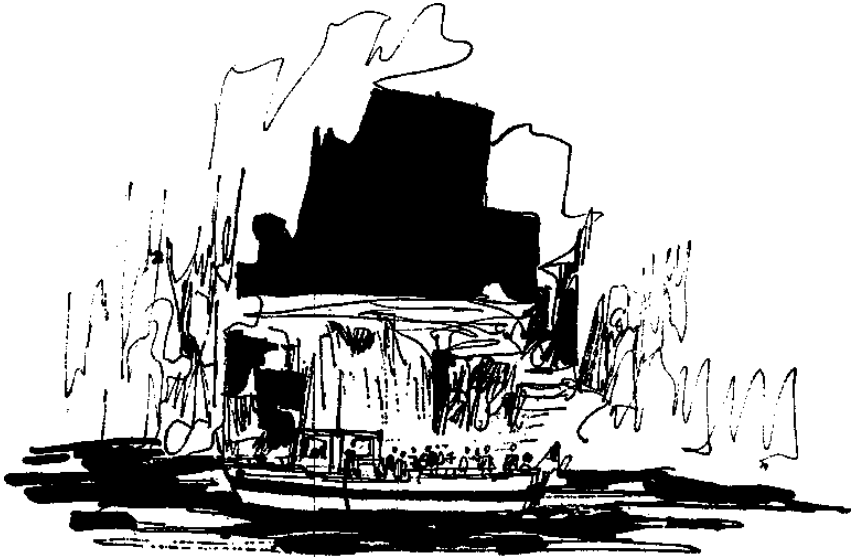
»Wir hätten den Hund nicht mitnehmen sollen. Ich war gleich dagegen«, meinte der Professor. »Er ist zu unruhig.«

»Die Unruhe verbreitet unser Herr Sohn. Herbert, wirf das Zeug weg und sitz ruhig«, ordnete die Mutter an.

»Diese herrlichen Quallen sind kein Zeug«, verteidigte sich der junge Mann und wickelte sie sorgsam in sein weißes Taschentuch.

»Grotta azurra«, sagte der Fischer Andrea und zeigte auf

eine Felsöffnung, die nicht mehr als einen Meter hoch war.
»Das ist die Grotta azurra – die Blaue Grotte?« riefen die Zwillinge wie aus einem Munde und machten enttäuschte Gesichter.



»Es kommt noch«, tröstete sie der Vater. »Wir fahren ja erst in die Grotte hinein.«
»Aber zuvor muß der Signore und die Signora in ein kleines Boot umsteigen«, sagte der alte Fischer. »Der junge Herr und das kleine Fräulein besteigen ein anderes Boot. Wir können nur in kleinen Booten für zwei Personen in die Grotte fahren.«
»Unmöglich!« rief Frau Winter. »Es ist viel zu gefährlich, die Kinder allein in einem Boot zu lassen. Herbert hat sowieso immer Dummheiten im Kopf. Jeder von uns nimmt ein Kind in sein Boot, Paul. Das scheint mir sicherer zu sein.«
»Schön, dann fahre ich mit dir, Mutti. Dann hast du wenigstens männlichen Schutz«, erklärte der Sohn. »Und mit wem darf Bubi mitfahren? Bekommt der ein Boot für sich allein?«
»Der kleine Signor kann den Hund mitnehmen, der wiegt

nicht viel«, schmunzelte der alte Fischer und half den Herrschaften beim Einsteigen in die kleinen Boote. Die schaukelten wie Nußschalen. Das Wasser war durch Strömungen vor dem Grotteneingang recht bewegt. Suse klammerte sich fest an die Hand des Vaters. Es war dem kleinen Angsthasen ganz recht, daß sie mit ihm fahren durfte. Beim Vater fühlte sie sich sicher.

Die Boote schaukelten lange vor der Einfahrt. Es konnten immer nur wenige Boote in die nicht allzu große Grotte fahren. Man hörte die verschiedensten Sprachen aus den Booten.

»Jetzt fahre ich in die Unterwelt, meine Kleinen«, sagte da jemand auf Deutsch neben Herbert; und das Boot schoß vorüber.

»Die Schokoladedame – unsere nette Schokoladedame aus Sorrent!« schrie Herbert zu Suses Boot hinüber. Er schrie so laut, daß sich die Dame umdrehte, lachte und winkte.

»Avanti!« sagte da sein Bootsmann. »Legen hin in barca, piccolo – Signora, vollständig! Sonst la testa – die Kopf ist perduta – verloren!«

Suse hörte es. Sie sah, wie die Mutter und Herbert sich der Länge nach im kleinen Boot hinlegten – und sie bekam Herzklopfen. O Gott, wenn ihnen nur nichts geschah!

Das Boot glitt der Felsenhöhle zu.

»Wir fahren in die Unterwelt!« war das letzte, was Suse von ihrem Zwilling hörte.

Da folgte auch schon ihr eigenes Boot. Der Vater zog die Kleine zu sich hinunter. Auch der Bootsmann legte sich nieder und steuerte das Boot im Liegen geschickt an einer Eisenkette durch die niedrige Felsöffnung. Suse hatte die Augen fest geschlossen. Sie wollte die Unterwelt nicht sehen.

»Du kannst dich wieder aufrichten, Herzchen«, hörte sie den Vater sagen. »Aber Suse, mach doch die Augen auf – es ist herrlich hier. Du glaubst in einem Feenreich zu sein.«

Suse riß die Augen entsetzt auf. Neben ihr klang ein langgezogenes Heulen und Jaulen. War Mutti oder Herbert etwas geschehen, weil der Hund so jammerte?

Nein, die beiden saßen ganz vergnügt im Boot und waren

so blau wie die Grotte.

Wirklich, wie in einem Märchen war es hier. Das Wasser war lichtblau und die Felsenwände auch. Suse hätte sich nicht gewundert, wenn plötzlich eine schöne Nixe aus der blauen Flut emporgestiegen wäre.

Aber Bubi hatte keinen Sinn für das Schöne. Das blaue Licht ängstigte ihn. Er heulte zum Steinerweichen.

»Der Hund muß aus der Grotte – das abscheuliche Tier nimmt einem ja jede Stimmung«, klang es empört in den verschiedensten Sprachen. Herbert, der zuerst über seinen feigen Hund lachte, verging das Lachen auf einmal, denn sein Bootsmann kehrte um und kam den Wünschen der anderen Besucher nach.

»A basso – herunter!« kommandierte der Bootsführer.

»Nein, nein, ich will noch nicht 'raus! Ich muß doch erst meine Hand in das blaue Wasser halten, ob sie darin wirklich wie Silber aussieht.« Aber sein Schreien nützte ihm nichts. Ehe er sich versah, war er und sein Bubi schon wieder draußen.

Schuldbewußt schaute Herbert zur Mutter hinüber. Seinetwegen war sie nur so kurz in der Blauen Grotte gewesen, dabei hatte sie sich schon so lange darauf gefreut.

»Du dummer Hund!« sagte Herbert zu Bubi und ließ ihn ärgerlich aus seinen Armen. Bubi senkte sein Stummelschwänzchen und machte ein trauriges Gesicht.

»Der Hund kann nichts dafür. Ihm wurde bei dem ungewohnten Licht unbehaglich und ängstlich zumute. Schuld bist nur du allein. Ich habe dir gesagt, du sollst Bubi daheim lassen. Nun bist du dafür bestraft und ich mit dir.«

»Mutti, liebes Muttichen, wenn wir in die Rote, Weiße und Grüne Grotte fahren oder in die Wunderbare Grotte, lasse ich Bubi bestimmt zu Hause. Sei nicht traurig, daß er uns die Freude verdorben hat.« Ihrem Sohn, der sie so treuherzig und bittend mit seinen blauen Augen ansah, konnte die Mutter unmöglich lange böse sein. Unter dem Sitz hörte man ein gedämpftes Winseln. Auch Bubi bat um Verzeihung.

Bald kam auch das Boot mit dem Vater und Suse wieder

zurück. Das kleine Mädchen war froh, wieder die Sonne zu sehen.

»Suse, du bist aber blaß«, rief Herbert ihr entgegen.

»Ja, Suse ist in der Grotte ein wenig seekrank geworden. Ist dir jetzt besser, Herzchen?«

Auf der Heimfahrt wurde Suse wieder frisch und munter.

»Suse, hoffentlich wirst du nicht seekrank, wenn du nur das Wasser in der Badewanne anschaust.« Herbert war wieder ganz obenauf.

»Wißt ihr, wer die Blaue Grotte entdeckt hat? Es war der deutsche Dichter August Kopisch. Von ihm stammt das reizende Gedicht ›Die Heinzelmännchen‹«, erzählte der Vater.

»Natürlich, das sagt Mutti immer auf, wenn wir ihre Heinzelmännchen sind.«

Der alte Fischer wandte sich an den Professor: »Will der Signore nicht noch die Grotta meravigliosa besichtigen? Da gibt es seltsame Tropfsteine – oh, superbo.« Er freute sich, daß der deutsche Herr so gut Italienisch sprach und verstand.

Aber der Professor schüttelte den Kopf.

»Nein, Andrea. Vorläufig haben wir von Grotten genug. Mit meinen Kindern fahre ich in keine Grotte mehr.«

»Na, was kann ich denn dafür, wenn Suse und Bubi die blaue Luft nicht vertragen? Warum muß dann auch ich zu Hause bleiben?« begehrte Herbert auf. »Ich fahre mit in die Wunderbare Grotte!«

»Herbert, du solltest dankbar sein, daß du heute mitdurfst. So, da sind wir ja schon wieder im Hafen angelangt.« Der Vater gab dem Fischer das Geld für die Fahrt, und sie verabschiedeten sich von Andrea.

»Auf ein anderes Mal, piccolo signore«, sagte der Fischer zu Herbert.

»Natürlich, nachts beim Korallenfang! – Der Vater wird es schon erlauben.«

Der Vater aber erlaubte es nicht, so sehr auch Herbert darum bettelte.

Seinen Freunden Giovanni, Umberto, Carlo, Emilia, Rosina und wie sie alle hießen, erzählte Herbert von der herrlichen

Blauen Grotte. Auch daß Suse seekrank geworden war und Bubi in der Grotte Angst gehabt hatte, verschwieg er nicht, wohl aber, daß er selbst hinausbefördert worden war. Und die gute Suse verriet ihn nicht.

»Die Wunderbare Grotte ist noch viel schöner als die Blaue«, sagte ein Freund. »O bella – bellissimo Schön – sehr schön! Wer die nicht kennt, kennt gar nichts.«

»Ich werde sie schon noch kennenlernen!« sagte Herbert bestimmt.

»Vati erlaubt es dir sicher nicht«, warf Suse ein.

»Dann fahre ich eben ohne Erlaubnis. Ich gehe entweder Korallen fischen, oder ich schaue mir die Wunderbare Grotte an!«

Am Abend, als Herbert schon in seinem Bett lag, flüsterte er noch leise vor sich hin: »Eines von beiden muß ich sehen!«

UNGEHORSAM

Am nächsten Morgen nahm sich der Professor seinen Sohn noch einmal vor. Er machte ihm klar, daß er lernen müsse, sich nach den Worten und Wünschen der Eltern zu richten. Sie seien erfahrener als die Kinder und wüßten daher besser, was für sie gut sei. Er müsse nicht immer seinen Willen durchsetzen wollen. Dadurch habe er sie gestern alle um das Vergnügen der Blauen Grotte gebracht. Er sei schon zehn Jahre alt und müsse das selbst einsehen und sich ernstlich bessern.

Der Vater sprach ernst und doch gütig mit seinem Sohn. Herbert war sehr zerknirscht und versprach sich zu bessern.

Dennoch ging Herbert die Wunderbare Grotte nicht aus dem Kopf. Aber so oft er davon anfang, mahnte der Vater: »Herbert, denke an dein Versprechen!«

Dann wurde der Junge rot und schwieg. Seine Gedanken blieben trotzdem bei der Wunderbaren Grotte. Schon daß sie die »Wunderbare« hieß, ließ Herberts Phantasie nicht zur Ruhe kommen. Sicher gab es viele wunderbare Dinge darin: seltsame Tiere, herrliche Muscheln, vielleicht sogar wunderbare Korallen und Perlen! Für Herbert gab es nichts Schöneres, als mit seinen Freunden über die Wunderbare Grotte zu sprechen.

Die Kinder auf Capri waren nicht anders als andere Kinder. Auch sie konnten gut aufschneiden. Einer wußte immer mehr von der Wunderbaren Grotte zu berichten als der andere. Alle waren schon dort gewesen, sogar die Mädchen. Sie alle machten Herbert nur noch neugieriger.

Noch nie hatte er eine Tropfsteinhöhle gesehen. Es sollte dort seltsame Tiere, Bäume und andere wunderbare Dinge aus Stein geben. In allen Farben sollte es dort schimmern, nicht nur blau, nein, bunt wie der Regenbogen, so erzählten die Kinder.

»Dann muß ich die Wunderbare Grotte unbedingt sehen!« sagte Herbert plötzlich fest entschlossen.

»Ich rudere dich für hundert Lire hin!« bot Bernardo Her-

bert an. Er war der älteste und schon vierzehn Jahre alt.
»Wenn du mit deinem Vater fährst, kostet es fünfhundert
Lire.«



Bei dem Wort »Vater« gab es Herbert einen Stich. Was hatte er seinem Vater versprochen? Er strich die hellbraunen Haare aus der Stirn, als ob er damit auch den unbequemen Gedanken fortwischen könnte. Dann zog er seine kleine Geldbörse aus der Hosentasche, die ihm der Vater erst vor kurzem geschenkt hatte.

»Wenn dir hundert Lire zuviel sind, rudere ich dich für achtzig hinüber – basta – abgemacht!« sagte Bernardo. Als kleiner Italiener war er gewöhnt, über den Preis zu verhandeln. Herbert gab sich einen Ruck: »Basta – abgemacht!« sagte er und reichte seinem Freund die Hand. »Wann fahren wir?« fragte er entschlossen, um nur nicht merken zu lassen, daß ihm nicht wohl zumute war.

»Wann du willst.«

»Also dann morgen nach dem Mittagessen. Da schlafen meine Eltern. Suse sage ich, ich habe eine Verabredung mit meinen Freunden. Wir wollen nicht immer Mädchen dabei haben.« Dabei wußte er genau, daß es unrecht von ihm war, seine Schwester so zu beschwindeln. Aber in sein Ge-

heimnis einweihen, das konnte er sie auch nicht. Suse war ja so brav. Sie hielt ihn sicher von seinem Plan ab. Aber dann hielt ihn Bernardo für einen Feigling, und er mußte sich vor ihm schämen. Daß er sich aber vor seinen Eltern viel mehr schämen mußte, weil er ungehorsam war, daran dachte er nicht.

»Also, es bleibt dabei – morgen um zwei Uhr! Da kommt Suse mit den anderen Mädchen – nichts verraten«, flüsterte er Bernardo noch zu.

»Niente – nichts!« Bernardo legte den Zeigefinger auf den Mund.

Suse, die mit ihren Freundinnen Julia und Rosina Muscheln gesucht hatte, fragte verwundert: »Was habt ihr denn für Heimlichkeiten?«

»Ach, gar keine«, sagte Herbert rasch, dabei wurde er aber rot.

Suse sah den Bruder groß an. Er war sonst nicht so abweisend gegen sie. Warum war er rot geworden?

Herbert war den ganzen Tag verändert. Das böse Gewissen drückte ihn. Er konnte nicht froh sein wie sonst.

Am Nachmittag unternahmen die Eltern einen Spaziergang zu den Ruinen der Villa des Kaisers Tiberius. Suse und Herbert stiegen hinter den Eltern den Berg hinauf.

»Herbert, was ist los mit dir? Du bist ja ganz verändert. Sonst bist du immer so lustig. Bist du vielleicht krank?« fragte Suse besorgt.

»Ach, Unsinn, ich bin doch ohnehin lustig!« antwortete er verlegen. Er begann herumzuspringen, um Suse zu beweisen, daß er lustig sei.

Suse ging still weiter. Sie war traurig, daß Herbert kein Vertrauen zu ihr hatte. Daß etwas nicht in Ordnung war, das merkte sie doch. Dazu kannte sie ihren Bruder zu gut.

Der schmale Weg, der zur Villa des Kaisers führte, war steil und sonnig. Den Kindern, die Schuhe mit einer weichen Sohle trugen, taten von dem steinigen Weg die Füße weh. Nur Bubi, der allen voran den Weg hinauf- und hinuntertaste, wurde nicht müde.

»Mutti, sind wir noch nicht bald da?« fragte Suse.

Die Eltern betrachteten die bezaubernde Landschaft und warteten auf ihre Kinder.

»Bist du schon müde«, fragte der Vater lächelnd.

»Nein, mir ist nur so furchtbar heiß, und durstig bin ich auch. Gibt es dort oben etwas zu trinken?« erkundigte sich Herbert.

»Ich glaube nicht, daß der alte römische Kaiser einige Krüge Wein für uns stehengelassen hat«, lachte der Vater. »Ja, Suschen, der Kaiser Tiberius hatte es besser als wir. Der ließ sich mit einer Sänfte von seinen Dienern hier hinauftragen.«

»Sänfte, was ist das, Vater?«

»Ihr müßt euch ein gläsernes Häuschen wie einen Wagen ohne Räder vorstellen. Vorn und hinten hatte es Holzstangen zum Tragen. Eine Sänfte hatten nur die vornehmen Römer im Altertum«, erklärte der Vater den Kindern. »Du möchtest wohl auch in einer solchen Sänfte hinaufgetragen werden.«

»Nein, lieber nicht! Die armen Menschen tun mir leid, die den alten Kaiser in der Hitze hinaufschleppen mußten«, sagte Suse voll Mitleid.

»Dafür waren sie Sklaven«, meinte Herbert.

»Waren das vielleicht keine Menschen?« fragte die Mutter vorwurfsvoll.

»Das schon, aber man hat sie nicht so behandelt. Man hat sie verkauft wie einen Gegenstand.«

»Gut, daß es jetzt keine Sklaven mehr gibt«, sagte Suse erleichtert. Der Weg war auf einmal nicht mehr so schwer. Die armen Sklaven hatten hier früher mehr zu schleppen gehabt als sie.

Aber Herbert schleppte keine leichte Last auf den steilen Berg hinauf. Ihn drückte die heimliche Verabredung schwer. Dazu quälte ihn der Durst. Wenn er nur etwas zu trinken bekäme. Seine Schritte wurden immer langsamer. Bubi, der zu seinem kleinen Herrn zurückgelaufen war, wedelte aufmunternd mit seinem Schwänzchen.

In den nahen Gärten war man bei der Obsternte. Man hörte Gesang, Lachen und Stimmen.

An einer Steinmauer tauchte plötzlich ein schwarzhaariges Mädchen auf. Sie hielt Herbert einen frischgepflückten, wunderbaren Riesenpfirsich hin.

»Da, Piccolo – una pesca – da, Kleiner, einen Pfirsich!«

»Grazie tante – danke vielmals«, sagte Herbert erstaunt.

War es nicht wie im Märchen, wo einem jeder Wunsch, den man kaum gedacht hatte, schon in Erfüllung ging? Es war ein herrlicher Pfirsich, zart und weich wie Samt, rosenrot und goldgelb. Er streichelte vorsichtig über die weiche Samthaut und freute sich auf die saftige Frucht.

Aber plötzlich dachte er daran, daß Suse sicher genau so einen Durst hatte wie er selbst. Er wollte ihr die Hälfte davon aufheben.

Er ging ein wenig schneller. Aber die Eltern und Suse waren schon sehr weit vorne. Herbert hatte gar nicht gemerkt, daß er so weit zurückgeblieben war. Nachlaufen, nein, dazu war der Weg auch zu steil, zu steinig. Er konnte ja den Pfirsich inzwischen einmal kosten. Er ließ sich ganz leicht in zwei Teile brechen. Das eine Stück wollte er Suse aufheben. Oh, war der saftig. Herbert wollte schon hineinbeißen, da durchzuckte ihn der Gedanke: Der Vater hatte ihnen verboten, ungewaschenes Obst zu essen, weil man sonst die Ruhr bekäme. Der Vater hatte aber das gekaufte Obst damit gemeint und nicht das geschenkte. Und einen Brunnen, um den Pfirsich abzuwaschen, gab es hier weit und breit nicht. Er wollte ja auch nur den Saft probieren. War der aber süß und erfrischend! Ehe Herbert wußte, was er tat, hatte er in die eine Pfirsichhälfte hineingebissen. Dem ersten Bissen folgte ein zweiter und ein dritter – da war auch schon der halbe Pfirsich aufgeessen.

Herbert stand da mit einem erstaunten Gesicht und schaute nachdenklich auf die andere Pfirsichhälfte, die er Suse zugeguckt hatte.

Sollte er wirklich das Stück für seine Schwester aufheben? Der Vater würde ihr sicher nicht erlauben, ungewaschenes Obst zu essen. Und ungehorsam, das konnte Suse nun einmal nicht sein. Während er so dastand und überlegte, wurde der Pfirsich immer kleiner und kleiner. Und als Her-

bert mit seinen Überlegungen fertig war, war auch der Pfirsich aufgeessen. Keiner außer Bubi hatte es gesehen.

Die arme Suse, jetzt hatte sie keinen Pfirsich und mußte verdursten. Es war wirklich unschön von ihm, daß er ihn allein aufgeessen hatte. Aber so konnte Suse wenigstens nicht krank werden von dem ungewaschenen Obst.

»Ja, Herbert, was ist denn heute mit dir los?« empfing der Vater den Nachzügler. »Sonst bist du immer der erste mit Bubi, und heute bist du der letzte.«

»Es ist zu heiß!« Wirklich, der Junge war ganz verschwitzt. Er glühte! Suse zog ihr Taschentuch und wischte Herbert die Stirne ab.

Suse war so gut zu ihm, und er hatte ihr nichts von dem Pfirsich aufgehoben.

»Ich würde mich allein in den Ruinen fürchten«, sagte Suse.

»Hier spukt es bestimmt um Mitternacht«, stimmte auch Herbert ein.

»Der römische Kaiser hat sich den schönsten Platz auf der Insel Capri ausgesucht«, stellte die Mutter fest. »Einen solchen Rundblick auf das Meer und die Berge, auf Sorrent und Salerno hatten wir noch nirgends. Ich freue mich schon auf den Sonnenuntergang hier oben.«

»So lange wollen wir hier oben bleiben?« fragte Suse erschrocken. »Ich bin doch schon so hungrig und durstig!«

Herbert hatte ein schlechtes Gewissen. Wie gut würde der Pfirsich jetzt seiner Schwester schmecken! Bubi sah seinen kleinen Herrn vorwurfsvoll an.

»Ja, Suschen, wenn du hungrig bist, dann werden wir eben zuerst essen und dann die Ruinen besichtigen!« hörte Herbert den Vater sagen.

Sie setzten sich nahe einer Marienstatue nieder. Die Mutter nahm die Butterbrote aus der Tasche, der Vater eine Dose mit Kirschen.

»Fein, Kirschen«, jubelte Suse. »Die werde ich mir schmecken lassen. Können wir sie hier oben auch waschen?«

»Ich habe sie bereits zu Hause gewaschen. Eßt nur, Kinder, laßt sie euch gut schmecken«, forderte die Mutter ihre Zwi-

linge auf.



Suse nahm einen Kirschenzwilling und hielt ihn ihrem Zwilling vor den Mund. »Die schönsten bekommt Herbert, weil er so erhitzt ist.«

»Iß doch selber, Suse, ich kann mir ja allein nehmen«, wehrte der Bruder verlegen ab.

Merkwürdig, so schön die Kirschen auch waren, sie wollten Herbert nicht recht schmecken. Was wohl daran schuld war, der Pfirsich oder sein schlechtes Gewissen?

Auch als Herbert mit dem Vater zwischen den Steinen der alten Ruine herumkletterte, war er nicht so recht bei der Sache. Nicht einmal die steile Felswand, von der der tyrannische Herrscher seine Opfer in die Tiefe werfen ließ, machte auf ihn einen besonderen Eindruck.

»Herbert, du gefällst mir heute gar nicht. Fehlt dir etwas«, fragte die Mutter besorgt und legte eine Hand auf die Stirn

ihres Kindes.

»Aber ich bin doch ganz gesund!«

Als die Sonne in allen Farbtönen unterging, sangen die Mutter und Suse begeistert: »Goldne Abendsonne, wie bist du so schön!« Diesmal sang Herbert nicht wie sonst die zweite Stimme dazu. Das Herz war ihm schwer.

»Morgen wird es wieder schön«, stellte der Vater fest.

Aber Herbert wäre es lieber gewesen, es hätte am nächsten Tag in Strömen gegossen. Dann hätte er sein Versprechen, das er Bernardo gegeben hatte, nicht einhalten müssen.

Die Mutter gab jedem Kind noch im Bett einen Gutenachtkuß.

»Fehlt dir wirklich nichts, mein Kleiner«, erkundigte sie sich noch einmal. »Du warst heute anders als sonst. Möchtest du mir irgend etwas erzählen?« Mutteraugen sehen auch im Dunkeln in die Kinderherzen.

»Ach nein, ich bin nur sehr müde«, sagte Herbert und rollte sich auf die andere Seite.

Als aber die Mutter die Türe hinter sich schloß, wäre er ihr am liebsten nachgelaufen und hätte ihr alles gestanden. Jetzt war es zu spät.

Herbert konnte nicht einschlafen, Suse schlummerte schon längst. Ihr Gewissen war rein. Ein gutes Gewissen ist ein sanftes Ruhekissen, sagt ein Sprichwort! Aber Herbert wälzte sich immer noch schlaflos in seinem Bett.

Ob er nicht doch Suse einweihen sollte, was für schlimme Absichten er für den morgigen Tag hatte? Vielleicht konnte er sie zu Bernardo schicken und ihm sagen lassen, daß die Eltern einen Ausflug mit ihnen machen wollten. Die Wunderbare Grotte lockte ihn überhaupt nicht mehr. Aber Bernardo würde ihn sicher für feige halten, wenn er nicht käme. Nein, und das sollte er nicht.

Es war Herbert recht unbehaglich zumute, wenn er an die heimliche Fahrt mit Bernardo dachte. Er bekam sogar richtige Bauchschmerzen, es wurde ihm ganz elend.

War vielleicht der ungewaschene Pfirsich daran schuld? Am Ende bekam er sogar die Ruhr?

»Mutti, Muttichen...« Der große Junge wußte sich nicht an-

ders zu helfen, er rief nach seiner Mutter.

Die kam erschrocken ins Kinderzimmer gelaufen.

»Was hast du denn, mein Kind? Hast du schlecht geträumt?«

»Nein, ich kann nicht schlafen. Ich habe so schreckliche Bauchschmerzen, ich glaube, ich krieg' die Ruhr, Mutti!« Das klang sehr ängstlich.

»Die Ruhr? Aber warum denn! Die Kirschen waren doch gewaschen. Du hast sicher nur zuviel von ihnen gegessen.«

»Aber der Pfirsich, den ich allein gegessen habe, der war nicht abgewaschen. Ein Mädchen hat ihn mir auf dem Weg geschenkt. Jetzt muß ich sicher sterben!« Herbert beweinte sich bereits selbst.

»Nein, Herbert, deshalb bekommt man nicht gleich die Ruhr. Und sterben braucht man schon gar nicht deswegen. Es war nicht recht von dir, ungewaschenes Obst zu essen, denn der Vater hat es ausdrücklich verboten. Du weißt doch, es ist sehr schlimm, wenn man nicht ehrlich und offen ist. Aber jetzt lege ich dir ein Heizkissen auf den Bauch, und du wirst sehen, die Bauchschmerzen sind bald weg. Morgen bist du wieder ganz gesund, mein Kind!« so tröstete ihn die Mutter.

»Ich will aber morgen gar nicht gesund sein! Ich will krank sein, damit ich nicht mit Bernardo zur Wunderbaren Grotte fahren muß – ich will nicht mehr unfolgsam sein«, rief Herbert aufgeregt.

»Zur Wunderbaren Grotte?« Die Mutter faßte nach Herberts Puls. Vielleicht hatte der Junge doch Fieber?

»Nein, ich habe kein Fieber, Mutti, es ist wahr.« Und nun erzählte Herbert seiner Mutter alles, was ihn bedrückte und was ihn nicht schlafen ließ.

Da wurde die Mutter sehr traurig. Auch Herbert selbst verstand auf einmal nicht, warum er so unfolgsam sein wollte. Er war ganz zerknirscht. Die Mutter mußte ihn beruhigen, damit er nun endlich einschlafen konnte. Sie brachte ihm noch das Heizkissen und gab ihm einen Gutenachtkuß. Und wirklich, Herbert schlief bald so fest wie seine Schwester.

Was nun besser gewirkt hatte, ob das Heizkissen oder Mut-
tis Kuß, war nicht festzustellen. Am nächsten Morgen war
Herberts Ruhr fort, und er war wieder kerngesund.
Die Wunderbare Grotte aber hat er nicht gesehen.

VESUVKINDER

Im September, als es nicht mehr so heiß war, kehrte Familie Winter braungebrannt nach Neapel zurück. Die Zwillinge hatten sich von all ihren Freunden auf Capri verabschiedet. War das ein freudiges Wiedersehen mit Teresina und Pietro, mit Mija und den anderen Katzen! Auch Signor Salvani war ganz erstaunt über die Fortschritte, die die Kinder in der italienischen Sprache inzwischen gemacht hatten. Nun mußten sie wieder sehr fleißig lernen, denn im Oktober hatten sie die Aufnahmeprüfung zu bestehen.

Der Vater hatte auf Capri viele Aufnahmen von ihnen gemacht. Die hatte er nach Freiburg zu den Großeltern und zur Omama nach Berlin geschickt, die solche Sehnsucht nach ihren kleinen Lieblingen hatten. Ein Bild bekam auch ihr kleiner Freund aus der Waldschule. Dazu hatte ihm Suse einen langen Brief geschrieben. Herbert fügte noch hinzu:

»Und wenn wir erst wieder in Neapel sind, fährt Vater mit uns auf den Vesuv. Das ist der Berg, der so schrecklich viel Feuer spuckt, daß er schon ganze Städte unter seiner Asche begraben hat. Das wird fein!«

Kaum war Herbert wieder in Neapel, so begann er den Vater mit seinen Fragen zu quälen: »Vati, wann fahren wir nun endlich auf den Vesuv?«

»Wenn du so ein Quälgeist bist, überhaupt nicht!« lautete die Antwort.

Jetzt nahm sich Herbert doch zusammen, denn den Ausflug auf den Vesuv wollte er sich nicht verscherzen. Er sah nur mit sehnsüchtigen Augen zu dem rauchenden Berg, aber er fragte nicht mehr.

Eines Tages sagte der Vater: »Morgen habe ich einen freien Tag. Weil du kein Quälgeist mehr warst, will ich mit euch auf den Vesuv fahren.«

»Hurra!« rief der eine Zwilling.

»Vati, lieber nicht!« sagte der andere ängstlich.

»Suse, sei nicht so dumm! Es fahren doch täglich viele Leute mit der Vesuvbahn hinauf. Und die Vesuvkinder wohnen sogar in der Nähe. Laß dich nur nicht auslachen«, rief Her-

bert aufgeregt. Er hatte Angst, der Vater könnte seine Absicht noch ändern.

Da schieg Suse. Aber am Abend, nach dem Abendgebet, sagte sie ganz heimlich: »Lieber Gott, laß morgen schlechtes Wetter sein, damit wir nicht auf den Vesuv fahren können. Amen!«

Suses Gebet ging leider nicht in Erfüllung. Am nächsten Morgen schien die Sonne, und der Himmel war wolkenlos, wie nun fast den ganzen Sommer in Italien. Suse wagte die Eltern nicht zu bitten, sie bei Pietro und Teresina daheim zu lassen. Herbert lachte sie sonst wieder aus. Mit schwerem Herzen machte sie sich auf den Weg.

Aber die Mutter wußte, was in der Seele ihrer kleinen Tochter vorging. »Mein liebes, dummes Mädchen wird heute selber einsehen, wie lächerlich es ist, vor dem Vesuv solche Angst zu haben«, sagte die gute Mutter.

Die Straßenbahn fuhr durch fruchtbare Weingärten bis zum Fuß des feuerspeienden Berges.

»Seht nur, Kinder, hier hängen überall vor den Häusern Makkaroni zum Trocknen«, machte der Professor seine Zwillinge aufmerksam. »In Resina müssen wir umsteigen. Das Städtchen ist auf den Trümmern einer verschütteten Stadt aufgebaut.«

»Und wenn es wieder von dem dummen Vesuv mit Feuer beworfen wird?« fragte Suse ängstlich.

»Daran sind die Leute hier gewöhnt, die sind nicht solche Angsthasen wie unser Suschen«, sagte der Vater lachend.

»Die Menschen wohnen sorglos in ihren Häusern, und die Kinder spielen auf der Straße. In dieser Gegend leben viele Weinbauern, denn hier gibt es die fruchtbarste Erde von ganz Italien. Der Boden ist mit Asche gemischt und gibt daher besonders gute Nahrung für die Pflanzen. Hier wächst auch der herrliche Vesuvwein«, erzählte der Vater. Trotzdem betrachtete Suse den Bergkegel mit mißtrauischen Blicken. Wenn es dem Berg nun wieder einfiel, ganz plötzlich Feuer zu spucken?

Die Drahtseilschwebbahn führte über den breiten, schwarzen Lavaboden. »Seht ihr, hier wächst nichts. Nur dort drü-

ben stehen vereinzelt Kastanien und Pinien«, sagte der Vater. »Wir kommen jetzt dem Vesuvkegel immer näher!« Ja, immer näher kamen sie dem rauchenden Berg. Herbert bemerkte es mit leuchtenden Augen, Suse mit Herzklopfen. Die Bahn hielt beim Observatorium. Hier gab es wieder Kastanienbäume.

»Wir steigen hier aus«, ordnete der Vater an. »Der Direktor wartet auf uns und wird uns selbst den Krater zeigen.«

»Und ich darf dann bei den Vesuvkindern bleiben, ja, Vati-chen?« bat Suse erleichtert.

»Nein, mein Herzchen, gerade du sollst mit hinauf zum Krater gehen, damit du deine Furcht überwinden lernst. Ich habe es nicht gern, daß du so überängstlich bist.«

»Vater, beobachtet der Direktor von diesem Observatorium auch die Sterne wie du?« fragte Herbert und schaute sich neugierig um.

»Nein, mein Kind. In diesem Observatorium wird der Vesuvkrater beobachtet. Es werden Messungen, Untersuchungen und Berechnungen angestellt. Jede Veränderung wird genau aufgezeichnet, um rechtzeitig einen Ausbruch zu bemerken.«

Vor dem Observatorium spielte ein kleines Mädchen mit langen, schwarzen Haaren Ball. Als die Kleine den Professor erkannte, kam sie auf ihn zu und sagte wohlgezogen: »Buon giorno - guten Tag!« Mit ihren schwarzen Augen musterte sie die fremden Kinder.

»Buon giorno, Rita«, erwiderte der Professor freundlich. »Hier bringe ich dir meine Zwillinge Herbert und Suse. Das ist die kleine Rita, von der ich euch schon erzählt habe. Jetzt spielt recht schön zusammen. Mutter und ich besuchen inzwischen den Direktor.«

»Wir wollen doch auf den Vesuv, Vater«, rief Herbert den Eltern nach.

»Der läuft uns nicht davon, mein Junge!«

Die drei Kinder sahen einander zuerst stumm an. Keiner wußte mit dem anderen etwas anzufangen.

»Wo ist denn dein Vesuvbruder?« unterbrach schließlich Herbert das Schweigen.

»Wer?« fragte Rita verwundert.

»Tuo fratello – dein Bruder.«

»Ah, Enrico? Er wird gleich kommen. Wie heißt ihr? Wie alt seid ihr? Sprecht ihr Italienisch?« Die Fragen der kleinen lebhaften Italienerin überstürzten sich.

Herbert antwortete auch für Suse, wie immer! Suse war fremden Kindern gegenüber zuerst immer sehr scheu.

Es stellte sich heraus, daß Rita genauso alt war wie die Zwillinge. »Dein Vater hat gesagt, daß du in meine Schule kommen sollst, Susa«, berichtete Rita zutraulich. »Willst du dann meine Freundin werden – la mia amica?« Sie streichelte Suses Wangen, denn das deutsche Mädchen gefiel ihr sehr.

»Si, la tua amica«, erwiderte Suse erfreut und gab der kleinen Italienerin die Hand.

»Na, und ich?« meldete sich Herbert etwas eifersüchtig.

»Wo bleibt mein Freund – wo steckt denn Enrico?«

Der kam gerade aus dem Haus.

»Enrico«, rief die Schwester, »komm her, rasch, subito! Hier ist der ragazzo tedesco – der deutsche Junge. Susa ist schon – la mia amica.«

Enrico war ein vierzehnjähriger Knabe mit schwarzem, buschigem Haar, ähnlich wie Signor Salvani. Er war klein und schwächlich für sein Alter und nur einen halben Kopf größer als Herbert.

»Erberto und Susa heißt ihr?« erkundigte er sich. »Warum seid ihr denn aus Germania hergereist?«

»Weil unser Vater hier die Sterne studiert. In den Vesuvkrater ist er auch schon mit deinem Vater geklettert. Darfst du auch?« fragte Herbert neugierig.

»No!« Der italienische Junge bewegte lebhaft den Zeigefinger hin und her. »Wir dürfen überhaupt nicht ohne Vater an den Krater. Wir wohnen sonst bei unserer Tante unten in Neapel. Nur wenn wir keine Schule haben, sind wir bei unserem Vater.«

»Und eure Mutter, wo wohnt die?« fragte Herbert.

»Im Himmel«, antwortete Rita leise.

Da verlor Suse ihre Scheu. Sie umarmte das kleine Mäd-

chen und küßte es. Damit war die Freundschaft besiegelt. Wie gut, daß Suse jetzt schon Italienisch konnte, sonst hätte sie sich doch nicht mit ihrer neuen Freundin unterhalten können.

»Hast du keine Angst, daß der böse Vesuv wieder Feuer spuckt?« erkundigte sie sich bei Rita. Denn das lag ihr sehr am Herzen.

»Ganz und gar nicht«, meinte die Kleine erstaunt. »Il mio babbo – mein Papa bewacht ihn ja.«

Suse fiel ein Stein vom Herzen. Ja, wenn Ritas Papa den Vesuv bewachte, dann brauchte sie keine Angst zu haben. Da sagte auch Enrico: »Der Vesuv ist nicht schrecklich. Der ist schön – o bellissimo – sehr schön! Wenn der Vesuv nicht wäre, hätten wir kein fruchtbares Land.«

»Ich finde ihn auch herrlich«, fiel Herbert lebhaft ein. »Aber Suse ist ein Angsthase. Die fürchtet sich immer...«

»Aber wo, ich habe keine Angst mehr«, unterbrach Suse den Bruder rasch. Zum erstenmal war sie ihrem Zwilling ernstlich böse. Wozu brauchten ihre neuen Freunde gleich wissen, daß sie feige war. Und überhaupt hatte sie keine Furcht mehr, weil doch Ritas Papa den Vesuv bewachte.

Da traten die Eltern mit einem Herrn aus dem Haus. Es war der »babbo« von Enrico und Rita.

»Also, da sind ja Ihre beiden, Professore«, sagte der Direktor und reichte den Kindern freundlich die Hand. »Habt ihr euch schon miteinander befreundet?«

»Si, Susa e la mia amica cara – ja, Suse ist meine liebe Freundin«, rief Rita und umarmte Suse. Enrico und Herbert schwiegen. Bei den Jungen schloß man nicht so rasch Freundschaft.

»So, nun wollen wir zum Krater hinauffahren. Verabschiedet euch inzwischen von euren Freunden«, meinte der Vater.

»Kommt ihr nicht mit?« erkundigte sich Herbert. Wenn sein Vater hier Direktor gewesen wäre, er hätte den ganzen Tag an dem Krater zugebracht.

Aber Enrico schüttelte den Kopf. »Ich bin schon so oft oben gewesen. Ihr kommt ja nachher noch zu uns.«

Auch Rita blieb unten. Gerne wäre Suse bei ihrer neuen Freundin geblieben. Sie wagte aber nicht, den Vater darum zu bitten. Tapfer wollte sie ihre Furcht überwinden. Sie schämte sich auch vor den anderen, ihren Wunsch auszusprechen. Die Vesuvkinder nahmen sicher an, daß die kleinen Deutschen darauf brannten, den Vesuvkrater zu besichtigen.

»Die arme kleine Rita hat keine Mutti mehr«, flüsterte Suse ihrer Mutter zu und schmiegte sich zärtlich an sie. Wie gut sie es doch hatte.

Die Bahn führte über schwarze Lavafelder. Das Gebirge wurde immer kahler, immer steiniger. Man sah nur noch ein paar verdorrte Bäume.

Der Vater und der Direktor unterhielten sich über die Lavaströme, die sich bei den verschiedenen Ausbrüchen ins blühende Tal ergossen hatten.

»O Gott, das muß doch furchtbar gewesen sein«, meinte die Mutter teilnahmsvoll. Suse machte erschrockene Augen. Aber Herberts Augen begannen zu leuchten.

»Furchtbar und doch schaurig-schön, Signora. Es ist sicher ein gewaltiges Naturereignis.«

»Bitte, erzählen Sie uns doch mehr davon!« bat Herbert und rückte näher, um ja jedes Wort zu verstehen.

»So ein Vesuvausbruch kann tagelang dauern. Die Erde bebt, und unter mächtigem Getöse schleudert der Vesuv eine Aschenwolke und Steine auf die blühende Landschaft. Nach allen Seiten wälzt sich die glühende Lava. Es ist dann ganz dunkel in Neapel. Manche Ortschaften wurden ganz zerstört und Leute, die nicht schnell genug flüchten konnten, unter den Trümmern ihrer Häuser begraben.«

»Orribile! – Schrecklich!« meinte Frau Winter.

Sie fuhren mit der Bahn bis zum Gipfel. Der Wind wehte, und es wurde eisig kalt, je höher sie kamen.

Die Führer begrüßten die Besucher, denn der Krater darf nur in Begleitung eines Führers besichtigt werden. Er gab Herbert die Hand und wollte Suse an die andere nehmen. Aber die wich ängstlich zurück.

»Nein, ich bleibe bei meiner Mutti!« rief sie aufgeregt.

»Keine Angst, piccola Signorina! Es geschieht nichts!«
Der Weg führte um den Gipfel des Berges zu dem gewaltigen Kratertrichter. Man konnte fast nichts sehen, so rauchte es. Der Sturm zerrte an den Mänteln. Der Direktor nahm Suse in seine Arme, damit der Wind sie nicht davonwehte.
»Jetzt kommen wir zur Hexenküche«, sagte der Direktor lächelnd zu Frau Winter. »Sie haben es gut getroffen. Der Vesuv arbeitet gerade.«

Ein Donner erschütterte die Luft. Sie standen an einer ausgehöhlten Riesengrube, die aus Steinen, schwarzer Lava und Schwefelstücken bestand. Das war der gewaltige Vesuvkrater. Aus seiner Mitte ragte ein schwarzer Kegel empor, aus dessen Innerem eine Feuerwolke und Rauch aufstieg.

Ein Funkenregen sprühte, Steine prasselten, und ein donnerähnlicher Krach ertönte.

»Mutti, Muttichen, der Vesuv spuckt wieder Feuer!« schrie Suse ängstlich und verkroch sich in ihren Mantel. Sie glaubte, der Höllenberg würde sie alle im nächsten Augenblick unter seinem Feuerregen begraben. Es war ihr jetzt ganz gleich, ob Herbert sie wieder auslachte.

Aber Herbert war es selbst durchaus nicht zum Lachen zume. Sogar er spürte sein Herz bis zum Hals hinauf klopfen, als er den Donner aus nächster Nähe hörte. Er war sonst wirklich sehr mutig und waghalsig, aber vor diesem tobenden Feuerberg hatte er doch etwas Angst. Er wagte sich keinen Schritt weiter vor.

»Hier oben ist die Hölle und unten das Paradies«, sagte der Direktor mit lauter Stimme, denn er mußte den Lärm überschreien.

Im Tal sah man die blühenden Gärten im Sonnenglanz. Die Insel Capri ragte aus dem blauen Meer. Ob Bernardo oder Umberto ahnten, daß Professors Zwillinge hier oben auf dem Hexenkessel des Vesuvs standen?

»Schaut, Kinder, dort unten seht ihr die Stadt Pompeji. Sie wurde vor vielen hundert Jahren vom Vesuv verschüttet und von Wissenschaftlern wieder ausgegraben. Der Tempel, das Amphitheater und einige Häuser sind zum Teil noch gut

erhalten. Ich werde sie einmal mit euch besuchen«, sagte der Vater.

»Wollen wir heute in den Krater hinabsteigen?« fragte der Direktor den Professor. Aber ehe der Vater noch antworten konnte, schrie Suse: »Vati soll nicht in den gräßlichen Krater steigen und sterben!« Suse war ganz außer sich.

Aber in dem Toben und Krachen verstand man kaum sein eigenes Wort. Die Eltern legten gleichzeitig ihre Arme um das Töchterchen und zogen es von dem Krater fort.



»Sei ruhig, Suschen, ich steige nicht hinab. Wir fahren jetzt wieder mit der Bahn hinunter«, tröstete der Vater das weinende Kind. Auch Frau Winter fiel ein Stein vom Herzen, daß ihr Gatte die gefährliche Kletterei nicht unternahm. Herbert bekam von dem Direktor farbige Steine sowie ein Stück Lava mit einer eingeschmolzenen Kupfermünze zur Erinnerung an den Vesuv geschenkt. Suse aber wollte keine

Andenken an diesen Teufelsberg haben. Sie wollte ihn so schnell wie möglich vergessen. Gott sei Dank, nun führen sie endlich wieder hinunter!

Als Suse mit ihrer Freundin Ball spielte und Vanilleeis aß, dachte sie nicht mehr an den Feuerberg. Herbert tat vor Enrico so, als ob er kein bißchen Herzklopfen gehabt hätte. Aber als die Zwillinge am Abend in ihren Betten lagen, flüsterte Suse der Mutter zu: »Wie gut, Mutti, daß ich kein Vesuvkind bin!«

SCHULE IN ITALIEN

In Neapel gab es kein Gymnasium, das Knaben und Mädchen gemeinsam besuchen durften. So mußten Professors Zwillinge zu Beginn des neuen Schuljahres in zwei verschiedene Schulen gehen. Zum erstenmal in ihrem jungen Leben mußten sie sich trennen.

Für Suse war es schlimmer als für Herbert. Sie war gewohnt, ihren Bruder als Beschützer bei sich zu haben. Wie sollte es nun ohne ihren Zwilling werden?

Da war zuerst die Aufnahmeprüfung, vor der sie Angst hatte. Herbert fürchtete sich natürlich kein bißchen. Ja, wenn Herbert bei ihr sein könnte, dann wäre vielleicht etwas von seinem Mut auf sie übergegangen. Aber so war sie sehr schüchtern, als sie den großen Schulsaal des Mädchenlyzeums betrat.

Suse war ganz blaß vor Aufregung. Würde sie die Prüfung auch bestehen? Konnte sie schon genug Italienisch? Aber wenn die Lehrer nun zu schnell sprachen? Ihr Lehrer Signor Salvani hatte immer darauf Rücksicht genommen, daß die deutschen Kinder noch nicht so fließend sprechen konnten.

In dem Saal waren viele Mädchen versammelt, große und kleine. Sie kannten einander alle und sprachen lebhaft miteinander. Nur Suse stand scheu und allein da. Wenn nur Rita, das Vesuvkind, bei ihr gewesen wäre, dann hätte sie doch wenigstens eine Freundin gehabt. Aber Rita hatte ihre Jahresprüfung schon vor den Sommerferien bestanden. Nur die Kinder mit einer Nachprüfung mußten sich jetzt melden. Sie mußten diese Prüfung bestehen, damit sie in die neue Klasse versetzt werden konnten.

An einem langen Tisch saßen die Lehrerinnen und Lehrer. Einer von den Professoren verlas eine Liste mit Namen. Die betreffenden Schülerinnen mußten vortreten und laut sagen: »Eccomi – da bin ich!«

»Susa Winter«, rief der Lehrer zum Schluß.

»Hier«, sagte Suse mit leiser Stimme auf deutsch, wie sie es von der Waldschule gewöhnt war.

Die italienischen Mädchen drehten sich erstaunt um, und

viele neugierigen dunklen Augen starrten Suse an. Suse wurde rot.

»Una nuova – eine Neue«, flüsterte man.

Ach, wäre doch Herbert bei ihr gewesen!

»Ah, la piccola Tedesca – die kleine Deutsche«, schwirrte es von einer zur anderen.

Die Prüfung begann. Die meisten waren gut vorbereitet und bestanden. Suse kam als Neue zuletzt dran.

Arme Suse! Von Viertelstunde zu Viertelstunde wuchs ihre Aufregung. Je weniger Schülerinnen noch vor ihr waren, desto stärker klopfte ihr Herz. Endlich kam sie an die Reihe.

»Susa Winter.« Wie ein Messer zerschnitt ihr Name die Stille. Sie mußte vortreten und durfte sich niedersetzen.

Man prüfte sie zuerst im Rechnen. Von weit her kamen die Stimmen der Lehrer. Sie verstand kein Wort von dem, was man sie fragte.

»Susa Winter, verstehst du Italiano?«

»Si«, Suse nickte.

»Nun, beruhige dich zuerst, mein Kind, du zitterst ja. Wir tun dir doch nichts.« Noch immer wußte Suse nicht, was man zu ihr sagte. Vor Aufregung verstand sie kein einziges italienisches Wort. Aber als ihr eine Hand freundlich über das Haar strich, da verstand sie. Sie fühlte, man meinte es gut mit ihr. Schüchtern blickte sie in die Augen einer jungen Lehrerin. Sie sah ganz anders aus als ihre Mutti, aber trotzdem erinnerte sie etwas in ihrem Gesicht an die Mutter zu Hause, und da wurde das Kind ruhiger.

Wie merkwürdig, auf einmal hörte sie ganz deutlich die Fragen und verstand sie auch. Sie raffte allen Mut zusammen und beantwortete sie.

»Bene – benissimo – gut, sehr gut!« Die Lehrer nickten ihr anerkennend zu.

Die Prüfung ging weiter. Jetzt, da Suse die Angst überwunden hatte, wurde es ihr gar nicht so schwer, die gestellten Fragen zu beantworten. Sie hatte guten Unterricht in der Waldschule in Berlin gehabt, und auch Signor Salvani hatte sie gründlich vorbereitet.

Die Schülerinnen, die zuerst ein wenig spöttisch auf die

kleine Deutsche geblickt hatten, schauten jetzt erstaunt auf sie. Die konnte ja beinahe jede Frage richtig beantworten. Die wußte ja mehr als sie!

Ja, Suse hatte jetzt gar keine Angst mehr. Es war ihr, als ob Herbert neben ihr stände und ihr Ruhe und Sicherheit gäbe.

In allen Fächern bestand sie mit bene – gut. Nur in der italienischen Geschichte wußte sie nicht Bescheid. Die Nationalfeiertage spielen in Italien und auch im Schulleben eine wichtige Rolle. Aber Suse kannte keinen einzigen ruhmreichen Tag, nicht einmal den 20. September 1870, den Jahrestag des Einzugs der italienischen Truppen in Rom. Nun, dafür war sie ja auch eine kleine »Tedesca«.

Sie wurde aber trotzdem in die fünfte Klasse aufgenommen. Die Mutter wartete unten auf das Töchterchen. Wie erfreut war Frau Winter, als Suse auf sie zustürmte und jubelte: »Ich habe bestanden! Ich bin in die fünfte Klasse gekommen. Die italienischen Lehrerinnen und Lehrer sind gar nicht so streng, wie ich dachte. Alle waren so nett zu mir. Jetzt gehe ich gerne in die Schule, auch ohne Herbert.«

Das war die höchste Anerkennung, die Suse der Schule geben konnte. Herbert, der Gymnasiast, wünschte nicht, von der Schule abgeholt zu werden. Aber merkwürdig, er erschien zu Mittag viel kleinlauter daheim, als er morgens ausgezogen war. Er war gar nicht mehr so selbstbewußt, wie es sonst seine Art war.

»Na, bestanden, Suse?« fragte er väterlich.

»Ja! Zuerst habe ich mich natürlich entsetzlich gefürchtet, weil du nicht bei mir warst. Aber nachher habe ich alles gewußt, da war es fein. Und wie war's bei dir?«

»Es geht«, meinte Herbert zögernd. »Aufgenommen wurde ich natürlich in die Quinta. Aber sei froh, daß du nicht ins Gymnasium gehen mußt, Suse. Es scheint verflucht schwer zu sein. Ich weiß doch eigentlich immer alles – «, Suse nickte zustimmend, »aber die italienischen Schüler wissen auch eine Menge.« Eigentlich wollte Herbert sagen »mehr als ich«. Aber das brachte er nicht über seine Lippen, dazu war er zu stolz.

Es war, als hätten die beiden Zwillinge die Rollen vertauscht. Suse erzählte in einem fort von der Prüfung, von der jungen netten Lehrerin. Ja, sie freute sich sogar auf den nächsten Schultag. Herbert antwortete nur sehr zögernd auf die Fragen. Er hatte natürlich alles gewußt, nur eben einiges nicht, das man in der fünften Klasse in Deutschland bestimmt nicht zu wissen brauchte.

»Ich glaube, Herbert hat heute bei der Aufnahmeprüfung nicht besonders gut abgeschnitten«, meinte die Mutter zum Vater. »Es scheint, im Gymnasium wird mehr verlangt als in der Mädchenschule. Doktor Salvani hat den Kindern den Grundstock der italienischen Sprache beigebracht. Hoffentlich kommt Herbert in den anderen Fächern mit und hat keine Lücken.«

»Die wird er schnell ausfüllen. Der Junge hat einen hellen Kopf. Für unseren kleinen Besserwisser ist es ganz recht, wenn er einmal sieht, daß andere Schüler mehr können als er. Da wird er bescheidener werden«, beruhigte der Professor seine besorgte Frau.

Tatsächlich, Herbert wurde bescheidener. Er hatte gemerkt, daß er hier nicht zu den Besten der Klasse gehörte. Er machte so manchen Rechtschreibfehler, weil er die italienische Sprache hauptsächlich durch das Reden erlernt hatte. Besonders schwer fielen ihm die unregelmäßigen Zeitwörter. Er machte manchen Fehler, über den die anderen Schüler lachen mußten. Das ertrug er nur schwer. Sein Ehrgeiz litt darunter. Es gab Boxkämpfe auf dem Schulhof, bis ein Lehrer die kleinen Streithähne trennte.

Aber als Herbert einsah, daß er seinen Mitschülern durch Raufereien nicht imponieren konnte, begann er fleißig zu werden. Er setzte sich auf den Hosenboden und lernte tüchtig. Dieser Weg war der richtige. Bald hatte er das Fehlende nachgeholt und wurde einer der Besten. Und da er jetzt trotzdem bescheiden blieb, hatte er bald viele Freunde. Besonders Giovanni, der Sohn eines medico, so heißt der Arzt in Italien, wurde sein Freund. Denn Enrico, der Sohn des Direktors, war schon in der Tertia und zu groß für ihn. Aber Rita, das kleine Vesuvmädchen, blieb Suses beste Freundin.

Sie waren in einer Klasse, saßen nebeneinander und hatten den gleichen Schulweg. Ritas Tante, bei der die Vesuvkinder in Neapel wohnten, hatte ihr Haus ganz in der Nähe von Familie Winter.

Die Zwillinge sahen einander jetzt sehr selten. Nicht, daß sie sich weniger lieb gehabt hätten – o nein. Wenn Suse aus der Schule, der »scuola« kam, war immer ihre erste Frage: »Ist Herbert schon zu Hause?«

Meistens war er noch nicht daheim. Dabei hatte er weder länger Unterricht noch einen weiteren Schulweg. Im Gegenteil, der seine war sogar kürzer als der von Suse. Aber Herbert ließ sich Zeit. Da gab es unterwegs so viel zu sehen, was ihm merkwürdig vorkam und ihn brennend interessierte. Er beobachtete die Straßenhändler, von denen es in Neapel wimmelte. Er mußte pomphafte Leichenzüge bestaunen. Das alles war schuld daran, daß er fast täglich zu spät zum Essen nach Hause kam. So kam es, daß Suse trotz des weiteren Schulweges meist früher daheim war als ihr Bruder.

Ja, es zeigte sich jetzt, wie verschieden ihre Interessen waren. Da jeder von ihnen eine andere Schule besuchte, erlebte auch jeder etwas anderes. Wenn Suse voll Freude berichtete, daß sie auf ein französisches Diktat »benissimo – sehr gut« erhalten hatte, ließ das Herbert völlig kalt. Er lernte vorläufig im Gymnasium noch nicht Französisch, sondern Latein. In der Berliner Waldschule hatten sie gemeinsame Freunde gehabt. Hier war es anders. Höchstens für Rita zeigte Herbert noch einiges Interesse, weil sie Enricos Schwester war. Aber die anderen Schulfreundinnen, von denen seine Schwester erzählte, kannte er nicht. Also waren sie ihm ganz »wurscht«. Jede Schmetterlingsraupe, die er im Garten fand, beachtete er mehr.

Suse war traurig, weil Herbert für ihre kleinen Sorgen nichts mehr übrig hatte. Er konnte ihr nur selten bei ihren Schularbeiten helfen, weil der Lehrstoff im Gymnasium ein ganz anderer war als der in der Mädchenschule. Wenn Suse ihrem Bruder voll Stolz die Einser im Französischheft zeigte, war er ihr neidig. Es ärgerte ihn, daß sie ohne seine Hilfe so

gute Noten bekam. Sie hatte doch früher die Aufgaben von ihm abgeschrieben. Es war ihm einfach nicht recht, daß sie keinen Rat mehr von ihm brauchte. In der Schule war Herbert schon bescheidener geworden, seiner Zwillingsschwester gegenüber wußte er noch immer alles besser. Suse sollte nicht mehr können als er.

Für Suse war es gut, daß sie selbständiger geworden war und sich nicht mehr auf den Bruder verließ. Denn jeder Mensch, mag er noch so klein sein, muß für sich allein die Verantwortung tragen und sich nicht auf andere verlassen. Nach zwei Monaten hatte Suse in einem Mitteilungsheft stehen, daß sie sich große Mühe gebe und eine »buona alunna – eine gute Schülerin« sei. Suse war sehr glücklich darüber.

Im Oktober war es in Neapel noch sehr sonnig. Trotzdem war es nicht mehr so heiß, sondern wie an einem schönen Sommertag in Berlin. Der Himmel spannte sich tiefblau über die schöne Stadt und das weite Meer. Man merkte noch nichts vom Herbst. Es schien hier ewiger Sommer zu sein.

Im Oktober fand in Neapel einige Tage lang ein Blumenfest statt. Die Autos waren mit prachtvollen Blumen geschmückt. Sie fuhren in vier Reihen unter Musikbegleitung den Corso entlang. Als die Zwillinge ihre Aufgaben erledigt hatten, durften sie in die Villa Nazionale gehen und den Festzug bewundern. Am besten gefiel Suse der herrliche Blumenschmuck. Herbert dagegen begeisterte sich für die Automarken, die er natürlich alle kannte. Auch für die Lazzaroni, die Bettler, war es eine gute Zeit. Aus den Wagen warf man ihnen Münzen in ihre Hüte.

An einem Nachmittag durften Suse und Herbert auch einmal in einem schön geschmückten Wagen den Corso entlangfahren. Der »Vesuvdirektor« lud sie beide dazu ein. Suse saß neben ihrer Freundin Rita, Herbert auf dem Rücksitz neben Enrico. Eigentlich wäre er viel lieber vorne beim Fahrer gesessen. Ritas Vater fiel es auf, daß der kleine Gast ihn mitleidig anschaute. Was hatte das kleine Mädchen? Er fragte es: »Warum siehst du mich so traurig an?«

Suse wurde rot, dann sagte sie: »Sie tun mir so leid!«
»Aber warum nur, Susetta?« Das war der Kosename für Suschen auf italienisch.

Herbert gab seiner Zwillingsschwester heimlich mit dem Fuß einen Stoß. Er deutete ihr, still zu sein. Er glaubte, sie würde sagen: »Weil sie keine Frau mehr haben.« Das hätte den Direktor sicher traurig gemacht. Suse bedauerte ja Rita immer, weil sie keine Mutti hatte.

Aber den Stoß mit dem Bein fing Enrico auf statt Suse. Und die Augensprache verstand die Schwester nicht. Trotzdem sagte sie nur: »Weil sie auf dem fürchterlichen Vesuv wohnen und noch obendrein in den gräßlichen Krater hineinkriechen müssen.«

Ritas Vater aber lachte und sagte: »Der Vesuv und ich, wir beide sind gute Freunde!«

Der Oktober ging zu Ende.

Am ersten November war Kindergesellschaft im Hause des Professors. Die Zwillinge feierten ihren elften Geburtstag.

Es war ganz anders als im vorigen Jahr in der Waldschule. Ganz anders, aber doch auch sehr schön.

Am Morgen gab es bereits ein Ständchen. Nicht nur die Vögel draußen im Garten weckten Professors Zwillinge. An dem Gartengitter standen die Lazzaroni, Herberts gute Freunde aus der »Villa«. Sie hatten Mandolinen und Gitarren mitgebracht, denn jeder Italiener ist ein halber Musiker. Sie hatten den Geburtstag der Zwillinge nicht vergessen. Herbert hatte es ihnen ja auch so und so oft erzählt. Nun sangen sie allerlei lustige Lieder zu Ehren der Geburtstagskinder, bis diese – schnell angezogen – auf der Terrasse erschienen und für das Morgenkonzert dankten.

Der Vater gab den Sängern Geld und Zigaretten. Die Mutter aber ließ jedem durch Teresina ein großes Stück Geburtstagskuchen überreichen.

Teresina hatte für die »Engelchen«, wie sie sie nannte, herrliche Torten und Kuchen gebacken. Die Torten waren mit verschiedenen Früchten belegt. Sie konnte gar nicht gut genug kochen für ihre Engelchen, die sie von Tag zu Tag lieber hatte, obwohl Herbert mehr ein »Bengelchen« als ein

»Engelchen« war. Pietro hatte einen Käfig gezimmert und ein Vogelpärchen hineingesetzt. Die schenkte er den Zwillingen zum Geburtstag. Die Freude darüber war sehr groß. Mit Rosen hatte Teresina den Frühstückstisch geschmückt. Die Rosen blühten noch immer im Garten, obwohl es schon November war.

»Ob wir hier in Italien auch eine Torte mit Geburtstagskerzen bekommen, Herbert?« fragte Suse beim Aufstehen.

»Ich glaube nicht. Wenn man elf Jahre alt ist, braucht man keine Kerzen mehr. Wir sind schon zu groß dafür.«

Aber als die Eltern ihre Zwillinge ins Wohnzimmer riefen, brannten auf den Geburtstagstorten doch die bunten Kerzen. Herbert fühlte sich jetzt gar nicht zu groß dazu. Er freute sich darüber genauso wie Suse.

Die Eltern hatten ihren Zwillingen wieder nützliche und schöne Geschenke auf den Tisch gelegt. Suse bekam eine winzige kleine Mandoline aus blauen Mosaiksteinen. Sie hatte sie bei den Straßenhändlern immer schon bewundert. Für Herbert stand ein Käfig mit fünf kleinen weißen Mäusen unter den Geschenken. Suse betrachtete die kleinen Tiere sehr mißtrauisch. Das schönste aber war, daß Vater diesmal mit ihnen den Geburtstag feiern konnte. Im vergangenen Jahr hatten die Zwillinge ihn sehr vermißt.

Bubi und Mija trugen zu Ehren der Geburtstagskinder rosa Maschen mit Blumen. Bubi fühlte sich sehr unbehaglich damit. Er schnappte ständig nach den Blumen.

Von der Oma aus Berlin lag auch für jedes Kind ein Paket auf den Geburtstagstischen. »Unsere kleine Omama!« jubelten die Zwillinge beim Auspacken. Weil sie nicht selbst zu ihnen nach Italien reisen konnte, schickte sie ihnen ein Foto. Auf dem Bild saß die liebe Omama in ihrem Lehnssessel und strickte. Prinz, ihr Hündchen, saß auf ihrem Schoß. Neben ihr stand Frau Annchen, die ehemalige Kinderfrau der Zwillinge, in ihrer ganzen gemütlichen Breite.

Als Suse das Foto sah, nahm sie es und küßte es. Sie hatte solche Sehnsucht nach ihrer lieben Omi.

Noch eine Überraschung gab es aus der Heimat. Die Waldschule hatte Professors Zwillinge nicht vergessen. Paulchen

hatte für seine Freunde die Schule im Grunewald gezeichnet. Alle früheren Klassenkameraden hatten sich auf der Geburtstagskarte unterschrieben.

Am Nachmittag waren die italienischen Freunde der Zwillinge zu einer Geburtstagsparty eingeladen. Sie bewunderten alle Geschenke, besonders Paulchens schöne Zeichnung.

Es gab Kuchen und Schokolade, und dann spielten die Kinder im Garten. Sie versteckten sich in den Pergolas, den Bogengängen, sie naschten von den großen, reifen Weintrauben, und spielten Fangen um Zypressen und Palmen. Ja, es wurde sogar getanzt! Lustig drehte sich die Geburtstagsgesellschaft im Kreis. Pietro spielte dazu auf der Mundharmonika.

Am Abend aber war das Fest noch nicht zu Ende. Pietro hatte den Garten verzaubert. Er hatte jede Palme, jeden Orangen- und Zitronenbaum mit einem bunten Lampion geschmückt. Wie Wunderblumen hingen sie zwischen den Lauben. Zuletzt aber brannte der gute Pietro noch rote und grüne Raketen ab und ließ goldene und silberne Leuchtkugeln in die warme Abendluft aufsteigen. Mit »Ah!« und »Oh!« wurde eine jede begrüßt. Die Silber- und Goldkugeln flammten auf, sie stiegen weiter, immer weiter - bis zu den Sternen.

Einen so schönen Geburtstag, wie ihren ersten November in Neapel, haben Professors Zwillinge nie wieder in ihrem Leben gefeiert.

WEIHNACHTSÜBERRASCHUNGEN

Der erste November war der letzte schöne Tag gewesen. Schon am Abend, während die Kinder sich im buntbeleuchteten Garten vergnügten, blickte der Professor besorgt zum Vesuv hinüber. Der feurige Rauch stieg nicht wie sonst gerade auf. Eine dicke Wolkenschicht lag über dem Gipfel.

»Ich fürchte, wir bekommen schlechtes Wetter«, sagte der Professor zu seiner Frau. »Der Vesuv hat seine Wolkenhaube aufgesetzt. Das bedeutet Südwind, den gefürchteten Schirokko, der von den Wüsten Afrikas herüberweht. Auch Capri sieht man heute besonders nah und scharf, ein Zeichen, daß es bald regnen wird. Schade, ich hätte so gern in den klaren Nächten meine Arbeit über den Saturn vollendet. Aber der Vesuv irrt sich nicht in seiner Wettervorhersage.«

Wirklich – der Vesuv hatte recht. Am nächsten Tag wurden die Zwillinge nicht wie sonst von der strahlenden Sonne geweckt. Der Himmel war grau, grau das Meer und grau die Palmen- und Olivenhaine. Die Farbenpracht des Sommers schien verschwunden.

Als Suse mit ihrer Freundin Rita in die Schule ging, war die Luft in den Straßen Neapels merkwürdig schwer. Es war bedrückend schwül. Kein Lüftchen wehte.

Rita schaute mißtrauisch zum Vesuv hinüber. »Hoffentlich bedeutet das nichts«, sagte sie.

Angsthäschen Suse blieb das Herz vor Schreck fast stehen. Fürchtete Rita etwa, daß der Vesuv wieder Feuer spucken könnte? Sie sah auf Rita. Die ging ganz vergnügt neben ihr. Dabei war doch ihr Vater im Observatorium besonders in Gefahr!

»Wird der Vesuv wieder Feuer speien?« fragte Suse zaghaft.

»Warum nicht gar. Dann hätte mein ›babbo‹ uns schon gewarnt. Vielleicht kommt der Schirokko.« Die kleine Italienerin schien mit dem Wetter vertraut, sie blickte prüfend mit ihren schwarzen Augen in den grauen Himmel. »Manchmal gibt es auch Erdbeben, wenn der Schirokko weht.«

Suse blieb entsetzt stehen. »Dann gehe ich nicht in die Schule. Dann gehe ich wieder nach Hause zu meiner Mutti. Und Herbert, mein armer Bruder, ist ganz allein!« Sie dachte an das Erdbeben, das sie mit ihrem Bruder schon einmal durchgemacht hatte.

Rita, ihre Freundin, legte liebevoll und zärtlich ihren Arm um Suses Schultern. »Du brauchst wirklich keine Angst zu haben, Susa. Wir haben hier oft Schirokko. Er macht nur müde. Du mußt mit in die Schule kommen. Wir haben heute ja Rechenschularbeit – und mich wirst du doch nicht allein lassen?«

»Nein.« Suse schüttelte den Kopf und drückte den Arm ihrer Freundin. An der Rechenschularbeit lag ihr nicht viel, sie regte sich ohnehin zu sehr auf. Aber ihre Freundin Rita ließ sie nicht im Stich. Sie hatte ja nicht einmal eine Mutti, bei der sie Schutz suchen konnte.

Die Schülerinnen waren heute in den Stunden müde und unlustig, gar nicht so lebhaft, wie es die kleinen Italienerinnen sonst waren. Nicht einmal die Rechenstunde brachte Schwung in die Klasse. In den Probearbeiten wimmelte es von Rechenfehlern.

Suse, die sich doch immer ernstlich Mühe gab, aufmerksam und fleißig zu sein, war heute nicht bei der Sache. Ihre Augen wanderten immer wieder zum Fenster. Draußen blies ein Wind, der schon fast ein Sturm zu nennen war. Er jagte die Blätter der Edelkastanien über den Schulhof, zauste die Palmen bei ihren langen, grünen Blattwedeln, wirbelte gelben Staub durch die Luft.

Es folgte ein lautes Rollen...

»Erdbeben!« schrie jemand aus der dritten Bank voll Entsetzen.

Da es auf deutsch gerufen war, verstand es keiner außer dem Lehrer. Der lachte laut.

»Ein Auto ist draußen vorübergerollt, das ist das Erdbeben.«

Die ganze Klasse lachte mit.

Schnell steckte Suse ihre Nase in das Heft, weil sie sich schämte. Sie blickte jetzt nicht mehr zum Fenster hinaus,

sondern war sehr aufmerksam.

Nein, ein Erdbeben brachte der Schirokko nicht, aber Regen. Ein Wolkenbruch ergoß sich vom grauen Himmel. Von den Höhen Neapels flossen Sturzbäche durch die engen Gassen und Gäßchen in die untere Stadt. Die Plätze waren auf einmal kleine Teiche.

Frau Winter kam mit einem Taxi zur Schule, um Suse abzuholen. Sie nahm Carla, Bianca und Beatrice, die in ihrer Nähe wohnten, mit. Wie eine Arche Noah bahnte sich das vollgestopfte Auto seinen Weg durch die Sintflut.

Wie gerne hätte Suse ihren Bruder vom Gymnasium abgeholt. Aber Herbert kam zum Mittagessen nicht heim. Die Direktion der Schule hatte Frau Winter angerufen und mitgeteilt, daß die Kinder inzwischen im Internat dabehalten würden, bis die Straßen wieder passierbar seien. Herbert wäre ja am liebsten mit einem kleinen Boot nach Hause gerudert.

Am Abend holte der Vater seinen Sohn mit einem Wagen vom Gymnasium ab. Er nahm gleich ein halbes Dutzend Freunde von Herbert mit, die auf dem Weg wohnten. Endlich konnte Suse am Abend ihren Zwillingbruder, auf den sie so sehnsüchtig gewartet hatte, voll Freude begrüßen.

Nach dem wolkenbruchartigen Regen kam ein feiner, grauer Landregen. Es regnete von morgens bis abends und von abends bis morgens. Auf den Straßen konnte man zwar schon wieder gehen, aber ein Vergnügen war es nicht.

Das lustige Volk von Neapel, das gewöhnt war, meist nur blauen Himmel zu sehen, war ganz niedergedrückt.

Auch Teresina und Pietro waren nicht so heiter und froh wie sonst. Sie scharten sich mit ihren Katzen in den Zimmern zusammen und froren. Sie lachten kaum über die Späße ihrer Engelchen.

»In den Tropen dauert die Regenzeit noch viel länger als hier in Süditalien«, tröstete der Professor seine Kinder. Nun, das war kein besonderer Trost. In Berlin war der November ja auch oft regnerisch und noch kälter als hier. Aber die Kinder hatten es nicht so arg empfunden. Dort hatte man entweder einen Dauerbrandofen oder eine Zen-

tralheizung. Da war es in den Wohnungen gemütlich warm. Aber hier in Italien gab es in der ganzen Wohnung keinen Ofen. Nicht einmal ein richtiger Herd stand in der Küche, nur ein Gasherd, der kaum Wärme ausströmte.

Am schlimmsten fand Bubi die Kälte. Dem armen Hund war es bisher nicht aufgefallen, daß er jetzt in Italien lebte und nicht in Deutschland. Er zitterte vor Kälte und lag winselnd auf dem kalten Steinfußboden im Zimmer. Sein Stummelschwänzchen hatte er eingezogen. Das war das Zeichen dafür, daß er sehr betrübt war.

»Bubi hat Sehnsucht nach seiner deutschen Heimat«, sagte Suse mit Tränen in den Augen. »Unsere liebe Waldschule liegt sicher schon tief im Schnee. Aber im Kamin knistert lustig das Holz, und es ist gemütlich warm im Klassenzimmer.« Suse wußte nicht, daß sie selbst Heimweh hatte.

»Ja, da laufen die Kinder sicher schon Schi oder fahren mit der Rodel. Vielleicht hat Paulchen schon einen Schneemann gebaut oder mit den anderen Kameraden eine Schneeballschlacht gemacht. Das ist sicher lustig. Hier regnet es ja nur immer. Hier ist es langweilig. Italien ist im Winter öde.« So äußerte sich Herbert.

»Ich glaube, unsere Kinder haben Heimweh nach Deutschland«, sagte Frau Winter am Abend zu ihrem Mann. Die Kinder waren schon schlafen gegangen. Die Eltern wärmten sich die Hände an der heißen Teekanne und dachten ebenfalls ein wenig betrübt an ihre behagliche Wohnung in Berlin, in der jetzt Fremde wohnten.

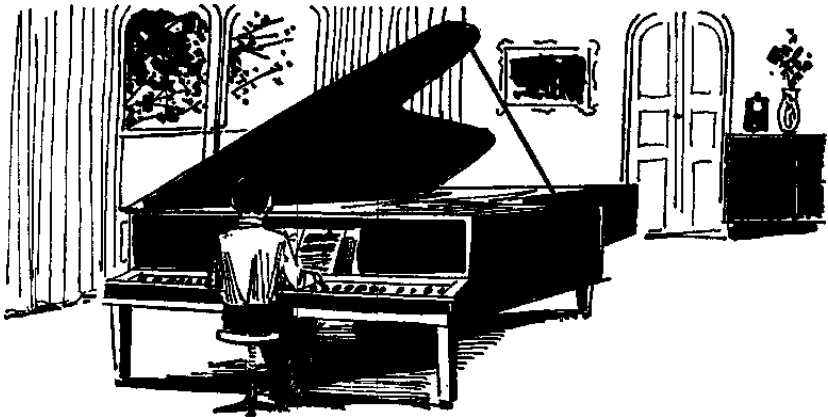
»Der Regen hat sicher die längste Zeit gedauert, Fränzchen«, tröstete der Professor. »Der Dezember ist in Neapel meist trocken und schön. Ich habe aber auf alle Fälle einen elektrischen Ofen bestellt. Und was unsere beiden anlangt, so ist Arbeit das beste Mittel gegen Heimweh. Sie sollten Klavierunterricht erhalten. Suse ist musikalisch, und auch Herbert wird es sicher Spaß machen. In der Schule kommen sie jetzt recht gut mit. Die italienischen Musiklehrer sind ausgezeichnet.«

Drei Tage später wurde der elektrische Ofen geliefert, und mit ihm kam auch ein Herr mit einer langen, wallenden

Mähne, gegen den Signor Salvani beinahe eine Glatze hatte. Es war der Kapellmeister Signor Alberti, der den Zwillingen die erste Klavierstunde geben sollte. An demselben Tag hörte der Regen auf, und die Sonne schien wieder.

Herbert und Suse aber saßen am Klavier und versuchten die Töne do-re-mi-fa-sol-la-si-do ohne Fehler nachzuspielen. Das nannte man eine Tonleiter. Suse war entschieden musikalischer als ihr Bruder, wenn auch Herbert die Noten mit ihren dicken und dünnen Köpfchen schneller erlernte. Suses Hände waren kleiner, aber geschickter. Herbert hämmerte meist und spielte falsch. Dann hielt sich Signor Alberti die Ohren zu. Darüber mußte Herbert lachen und paßte nicht auf. So kam es, daß Suse sehr bald Kinderlieder fehlerfrei spielen konnte, während Herbert noch an seinen ersten Übungen herumhackte.

Wieder mußte Herbert einsehen, daß er nicht alles besser konnte als seine Zwillingsschwester. Diese Erfahrung war ihm nicht sehr angenehm.



Aber Suse hatte eine Idee. Auch Herbert sollte Freude am Klavierspielen bekommen.

»Ich weiß etwas«, sagte sie eines Tages geheimnisvoll.

»Schieß los!« Herbert war sehr gespannt.

»Wir wollen Vati und Mutti überraschen und ihnen zu Weihnachten ›Stille Nacht, Heilige Nacht‹ auf dem Klavier vorspielen«, flüsterte Suse ganz leise dem Bruder ins Ohr, obwohl nur noch Bubi im Zimmer war. Aber man konnte ja nicht wissen, ob der es nicht verriet.

»Fein!« rief Herbert. »Wir werden Signor Alberti bitten, uns die Noten zu besorgen. Vielleicht können wir es vierhändig spielen, weil wir doch Zwillinge sind.«

So einfach war die Sache wieder nicht, wie Herbert es sich vorgestellt hatte. Die Noten des deutschen Weihnachtsliedes waren in Neapel sehr schwer zu bekommen. Sie mußten erst bestellt werden. Signor Alberti schlug seinen Schülern daher vor, statt dessen lieber ein leichteres vierhändiges Stück zu wählen. Aber das wollten die Zwillinge nicht. Vielleicht sollten sie gar etwas aus einer italienischen Oper spielen? Was hatte denn die mit dem Heiligen Abend zu tun? Das war kein bißchen weihnachtlich. Da würden sich die Eltern gar nicht freuen.

Herbert fand immer einen Ausweg, auch wenn die Lage noch so verzwickt war. Er schrieb an seine Omama nach Berlin und bat sie, ihm die Noten zu schicken.

Die Omama war glücklich! Sie konnte endlich wieder etwas für ihre Kinderchen tun, nach denen sie ohnehin schon solche Sehnsucht hatte. Die Noten kamen pünktlich aus Berlin – zum Glück war Mutti gerade nicht zu Hause, denn die Überraschung war doch die Hauptsache dabei.

Das Weihnachtslied war leicht und vierhändig gesetzt. Aber die beiden mußten sich trotzdem sehr plagen. Sie konnten auch nur üben, wenn die Mutti nicht zu Hause war. Und bei den meisten Besorgungen nahm die Mutter ihre Kinder gern mit. Wenn es nicht eine Weihnachtsüberraschung hätte werden sollen, würde Herbert wohl bald der Sache überdrüssig geworden sein. Aber Suse hatte Ausdauer und spornte ihn immer wieder an. Er konnte doch seine Schwe-

ster das vierhändige Stück nicht allein spielen lassen. Sie war doch kein Vierhänder – kein Äffchen.

Ausdauer wird von Erfolg gekrönt. Wenn Herbert auch noch so stöhnte und über die schweren Noten schimpfte, von einem Tag zum anderen wurde es immer besser, und seine Finger wurden gelenkiger. Bald machte er nur wenige Fehler, wenn er die Begleitung spielte.

Schwierig war es nur, daß Mutti von den Weihnachtsüberraschungen nichts merken durfte. Der Vater war ja zum Glück den ganzen Tag im Observatorium. Aber Mutti hatte in den Wochen vor Weihnachten sehr viel zu tun. So sah sie im Kinderzimmer nicht die Holzabfälle von Herberts Schnitzereien oder die bunten Wollfäden von Suses Polster. Die Kinder hörten auch sofort mit dem Klavierspielen auf, wenn die Mutter hereinkam. Einmal fragte sie sogar, ob Zampognari, Dudelsackpfeifer, dagewesen seien und so schön gespielt hätten. Die Zwillinge nickten mit dem Kopf.

Die Zampognari durchzogen in den Wochen vor Weihnachten mit Dudelsack und Flöte die Straßen von Neapel und bliesen vor den Madonnenbildern, in Kirchen und auf Plätzen ihre frommen Lieder.

Das war aber auch das einzige, was in Neapel an das kommende Christfest erinnerte. Die Dezembersonne lachte wie an einem schönen Herbsttag von dem blauen Himmel. Es gab keinen Weihnachtsschnee, keine Tannenbäume, keine weihnachtlich geschmückten Geschäfte. In Berlin war es ganz anders.

Die Zwillinge hatten große Sorgen.

Woher sollte man in diesem Jahr nur einen Weihnachtsbaum nehmen? Es gab ja gar keine Tannen hier in Italien. Selbst Herbert wußte diesmal keinen Rat. Nur eines stand fest: Ohne Weihnachtsbaum war das Fest nicht schön!

»Woher wißt ihr denn, daß Weihnachten ist, wenn ihr keinen Weihnachtsbaum habt?« fragte Suse ihre Freundin Rita.

»Es steht doch im Kalender. Und dann ist Vater am Christtag bei uns und geht mit uns in die Kirche. Oh, du glaubst nicht, wie schön die Kirchen mit Blumen ge-

schmückt sind und was für herrliche Musik dann ertönt. Ich denke dabei immer an meine liebe Mutti im Himmel«, setzte sie leise hinzu.

Suse hatte Tränen in den Augen. Die arme Rita war am Weihnachtsabend ganz allein mit ihrem Bruder! Und Herbert und sie waren traurig, weil sie keinen Weihnachtsbaum hier in Italien bekamen. Sie hatten ihre liebe Mutti und den guten Vater – waren sie nicht undankbar?

»Bekommst du denn nichts geschenkt?« erkundigte sie sich.

»Freilich, von meiner Tante und von meinem Vater. Aber Tante Giovanna reist zu Weihnachten zu ihren Kindern nach Rom. Und unser Vater kommt erst am Feiertag vom Vesuv herunter. Mein Bruder schenkt mir auch etwas Schönes. Ich werde ihm ein Taschenmesser – un coltellino – schenken.«

Suse erschrak. Sie hatte ja überhaupt noch nicht daran gedacht, was sie ihrem »fratello« schenken konnte. Geld hatte sie keines mehr. Die paar Lire, die sie zusammengespart hatte, waren für das Sofakissen aufgegangen. Den Polster bekamen Vater und Mutter gemeinsam. Aber Herbert – was machte sie nur mit Herbert?

»Gibt's bei euch Laubfrösche?« erkundigte sie sich bei Rita. Sicher würde sich Herbert freuen, wenn er zu Weihnachten einen Laubfrosch bekäme. Er fragte doch die Omama in jedem Brief, wie es seinem Laubfrosch in Berlin gehe. Ja, über einen Laubfrosch würde sich Herbert sehr freuen.

»Was willst du mit dem Laubfrosch machen?« fragte Rita lachend.

»Ich will ihn meinem Bruder zu Weihnachten schenken.« Aber Rita wußte leider nicht, ob es in Italien Laubfrösche gab.

»Frage doch bitte einmal deinen großen Bruder. Die Buben wissen das immer besser als wir.«

Enrico gab Suse den Rat, den Frosch aus dem Parkteich zu fangen.

Sie selbst sollte einen Frosch fangen? Nein, bei aller Liebe, das brachte sie nicht zustande. Sie sollte so ein feuchtes, kaltes, grünes Ungeheuer anfassen – nein, ganz unmöglich.

Suse schüttelte es, wenn sie nur daran dachte.

Mutti, der sich Suse anvertraut hatte, war der Meinung, daß es um Weihnachten auch in Italien sehr schwer sei, einen Laubfrosch zu fangen. Im Frühling war das schon leichter. So kauften sie den Laubfrosch in einer Tierhandlung. Er saß in einem Glas und hatte eine Leiter. Mutti borgte Suse inzwischen das Geld dafür und zog es vom nächsten Taschengeld ab.

Suse mußte sich sehr zusammennehmen, um Herbert ihr Geheimnis nicht zu verraten. Sie hatte niemals ein richtiges Geheimnis vor ihm gehabt. Gar zu gern hätte sie es ihm anvertraut.

»Du, Herbert, ich schenke dir etwas zu Weihnachten«, begann sie eines Abends im Bett.

»Ach, nein«, kam es aus dem Nebenzimmer.

»Doch, ganz bestimmt, Herbert. Freust du dich darüber?«

»Ich weiß ja noch nicht, was es ist«, meinte Herbert und gähnte laut. »Und überhaupt, dann muß ich dir doch auch etwas schenken.«

Daran hatte er nicht einmal im Traum gedacht.

»Ja, dann mußt du mir auch etwas schenken«, stimmte Suse zu.

»Weißt du was, Suse?«

»Na?«

»Willst du mir eine Freude machen?«

»Ja, natürlich, du bekommst etwas Schönes. Es sieht grün aus!«

»Nein, schenke mir lieber nichts, dann brauche ich dir auch nichts zu schenken.« Herbert wollte jetzt schlafen und sich nicht den Kopf wegen Suses Geschenk zerbrechen. Geld hatte er ohnehin keines mehr.

»Das geht doch aber jetzt nicht mehr«, regte sich Suse auf.

»Was soll ich denn mit dem blöden Laubfrosch anfangen –«, da biß sie sich erschrocken auf die Lippen. Nun war es heraus. Sie hatte ihr Geheimnis verraten.

»Einen Laubfrosch? Suse, einen Laubfrosch willst du mir schenken? Wirklich?« Herbert war plötzlich ganz munter. Er sprang vor Freude im Bett herum.

Aber im anderen Bett saß Suse und weinte bitterlich, weil sie ihre Überraschung verraten hatte.

WEIHNACHTSABEND

So kam der Heilige Abend, der schönste Tag im Jahr für Kinder, heran.

»Im vorigen Jahr haben wir Paulchens Geschenke auf unsere Rodel gepackt und sind durch tiefen Schnee zu ihm hingestapft. Weißt du noch, Herbert, wie wir die kleine Tanne mit den brennenden Kerzen heimlich in das dunkle Zimmer von Paulchen gestellt haben?« fragte Suse. Sie starrte dabei nachdenklich auf die grünen Bäume im Garten.

»Und in diesem Jahr haben wir selbst nicht einmal einen Baum«, Herberts Stimme klang ziemlich empört.

»Wenn wir nur jemanden hätten, dem wir eine richtige Weihnachtsfreude bereiten könnten, das wäre so schön wie ein Baum«, überlegte das kleine Mädchen.

»Na, wir schenken doch Vati und Mutti und Teresina und Pietro was. Bubi bekommt eine kleine Weihnachtswurst und du – nein, das verrate ich nicht.«

»Doch, Herbert, du hast es mir versprochen. Bitte, bitte, sage es mir doch«, bat Suse neugierig.

»Also meinetwegen. Du kriegst von mir einen Seidenspinner. Ich habe ihn bei einem Schulfreund gegen eine weiße Maus eingetauscht. Freust du dich darüber?«

»Nein, gar nicht«, sagte Suse enttäuscht. »Da freut sich meine Katze sicher mehr über das rote Halsband, das ich ihr gehäkelt habe. Nein, den dummen Seidenspinner kannst du dir behalten. Darüber freust du dich doch nur allein.«

»Na, wir sind doch Zwillinge«, sagte Herbert verärgert, weil sein Geschenk nicht gewürdigt wurde. »Da ist es doch ganz gleich, wer von uns beiden sich darüber freut.«

Suse schwieg. Hatte Herbert recht? Mußte sie sich als Zwilling nicht auch mit dem freuen, was ihm Freude machte? Und war es überhaupt nett, undankbar zu sein?

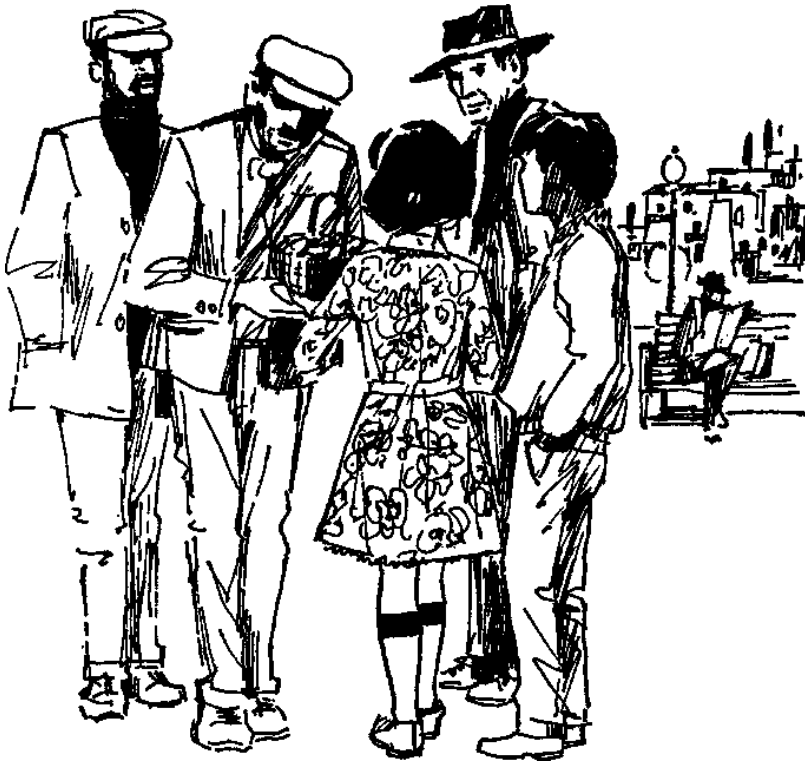
Das waren keine angenehmen Gedanken am Heiligen Abend.

»Wir hätten wieder irgendeinem Armen eine Freude machen sollen«, begann Suse noch einmal. »Da hat man doch die doppelte Freude, sagt Mutti.«

»Wir kennen doch keine armen Leute hier in Neapel«, meinte Herbert gleichgültig.

»Und die vielen Lazzaroni? Die netten Bettler aus dem Park, die uns ein so schönes Geburtstagsständchen gemacht hatten, sind die nicht arm?« erinnerte ihn die Schwester.

»Richtig, die Lazzaroni! Natürlich müssen wir zu Weihnachten an sie denken.« Herbert war auf einmal ganz begeistert über Suses Vorschlag. Die Mutter hatte viel zu tun. Sie backte in der Küche noch Bäckerei. Trotzdem nahm sie sich die Zeit und füllte ein Körbchen mit guten Sachen für die armen Bettler in der Villa Nazionale. Denn sie freute sich, daß beide Kinder ein gutes Herz hatten und an die Armen dachten.



So zogen die Zwillinge am Nachmittag mit ihrem Körbchen in den Park. Wie freuten sich die Bettler und dankten für die Geschenke.

Im Süden sind die Wintertage länger als im Norden. Es war noch hell, als Professors Zwillinge heimkamen.

»Jetzt haben wir eine Weihnachtsfreude auch ohne Baum gehabt«, sagte Suse, und ihre Augen glänzten.

Die Zwillinge saßen in ihrem Kinderzimmer und warteten auf die Bescherung.

»Unsere Omama denkt jetzt an uns«, sagte Suse. Sie erinnerte sich an andere Weihnachtsabende, wo immer die liebe Omama und Frau Annchen bei ihnen gewesen waren.

»Und mein Laubfrosch auch«, fiel Herbert ein.

»Du kriegst ja heute einen neuen.«

»Ja, aber der ist kein Berliner, sondern ein Italiener. Der alte Frosch ist doch mein Landsmann.«

Die Zwillinge hatten gar nicht bemerkt, daß sich über die Palmen und Orangenbäume leise der Heilige Abend nieder-senkte. Es war ganz friedlich und feierlich, genauso wie in Berlin.

Da – »klinglingling« erklang es aus dem Nebenzimmer, und die Tür öffnete sich.

Was war denn das – Kerzenschein? Die Kinder trauten ihren Augen nicht.

Ja, gab es denn hier in Italien Weihnachtstannen?

Eine Tanne war es zwar nicht, die mit vielen Lichtern geschmückt den Kindern entgegenstrahlte. Es war eine kleine Zypresse, die Pietro besorgt hatte. Die Mutter hatte sie mit Kerzen, Kugeln, bunten Ketten und Lametta wie einen richtigen Weihnachtsbaum aufgeputzt.

So stand nun ein Baum aus dem Süden im Weihnachtsschmuck vor ihnen.

Und wer stand hinter dem Baum versteckt?

»Rita!« rief Suse und eilte auf die Freundin zu.

Ja, sie war's. Rita und auch ihr Bruder Enrico. Frau Winter hatte die mutterlosen Kinder, die heute am Weihnachtsabend allein gewesen wären, heimlich eingeladen. Das war eine herrliche Überraschung – beinahe so schön wie der

Weihnachtsbaum.

Herbert stieß Suse an: »Los!« befahl er.

Die Zwillinge setzten sich ans Klavier.

»Stille Nacht – Heilige Nacht« klang es durch das Zimmer und zauberte den Eltern die Heimat vor.

Was schadete es, daß Suse oder Herbert vor Aufregung falsch spielten und ab und zu etwas aus dem Takt gerieten. Das schadete gar nicht. Vater und Mutter sangen bewegt mit. Und als das Lied zu Ende war, schlossen sie ihre Zwillinge in die Arme und dankten für die wunderbare Überraschung. Die italienischen Gäste hatten andächtig gelauscht. Pietro und Teresina hatten sogar Tränen in den Augen, weil ihre Engelchen so schön gespielt hatten.

Dann kam die Bescherung. Wieder gab es eine Überraschung für die Zwillinge. Ein jeder von ihnen bekam eine Armbanduhr. Die für Herbert war etwas größer als die von Suse. Die kleine Omama hatte sie ihren Lieblingen aus Berlin geschickt.

»Rita, ich habe eine Uhr wie du!« rief Suse voll Freude.

Die Eltern bewunderten Suses gestickten Polster und Herberts Schnitzarbeit. Pietro und Teresina freuten sich über die Geschenke. Auch an die kleinen Gäste hatte man gedacht. Sie bekamen Marzipan und andere Süßigkeiten.

Herbert trug das Glas mit dem Laubfrosch mit sich herum. Suse versuchte sogar dem Seidenspinner von Herbert freundliche Gefühle entgegenzubringen.

Als man gerade zum Abendessen gehen wollte, klopfte es laut an die Tür. Verwundert sahen die Eltern einander an. Wer konnte der späte Gast nur sein?

Teresina öffnete die Tür.

»Onkel Ernst!« schrien die Zwillinge wie aus einem Mund und liefen auf ihn zu.

War das eine freudige Begrüßung. Onkel Ernst umarmte seine Schwester und den Professor. »Das hast du gut gemacht«, meinte der Professor glücklich.

»Ich bringe euch allen Weihnachtsgrüße aus Freiburg.« Er verteilte die Geschenke. Da gab es Bücher und Näschiereien von der guten Omama und dem Großpapa.

»Du bist uns das liebste Geschenk, Ernst«, sagte die Mutter. Sie konnte es noch gar nicht fassen, daß sie den Bruder bei sich hatte, daß ein Stück Heimat zu ihr in die Fremde gekommen war.

»Nun lassen wir dich so bald nicht wieder fort«, rief der Professor und trank seinem Schwager zu.

»Nein, so bald werdet ihr mich nicht los«, lachte der Onkel. »Ich beabsichtige, den Winter bei euch in Neapel zu bleiben. Ich möchte die Ausgrabungen in Pompeji studieren, weil ich meine Doktorarbeit darüber schreiben will.«



Onkel Ernst hatte Archäologie studiert und wollte Altertumsforscher werden.

»Um so besser«, sagte der Professor. »Je länger, je lieber!« Onkel »Spaß« hatte es nicht verlernt, lustig zu sein. Er spielte mit den Zwillingen und ihren Freunden und unterhielt sich mit ihnen in einem komischen Kauderwelsch aus Deutsch, Italienisch und Französisch.

Als Enrico und Rita sich verabschiedeten, flüsterte die kleine Italienerin ihrer Freundin ins Ohr: »Seitdem unsere mamma im Himmel ist, haben wir noch nie so einen schönen Weihnachtsabend gehabt wie heute.« Das machte Suse glücklich.

DIE TOTE STADT

Das neue Jahr zog ins Land. Die Tage waren für den Süden sogar etwas kalt. Und eines Tages sahen die Berge um Neapel wie mit Zucker bestreut aus – es hatte geschneit. Im Tal aber blühten die Blumen.

Onkel Ernst wohnte in einem Zimmer im oberen Stock. Das war fein! Zu allen Mahlzeiten war der liebe Onkel da, wenn er nicht gerade in den Ruinen von Pompeji herumkroch. Dort blieb er oft tagelang. Und wenn er dann wieder zu Hause war, durften die Zwillinge nicht lärmern und toben, denn Onkel Ernst schrieb seine Doktorarbeit und durfte dabei nicht gestört werden.

Suse war ja niemals laut und wild. Aber Herbert mußte oft ermahnt werden. Sie hatten ihren Onkel ja beide sehr lieb, weil er so lustig war, und freuten sich, daß er bei ihnen wohnte.

Am glücklichsten aber war die Mutter darüber. Der Professor war auf einer Studienreise in Rom. Wie gut, daß wenigstens ihr Bruder jetzt im Haus war.

Der Onkel, der sich soviel mit dem Altertum beschäftigte, konnte gar nicht verstehen, daß seine Schwester und die Kinder Pompeji noch nicht besichtigt hatten.

»Was sollen denn die Kinder in Pompeji, Ernst?« gab Frau Winter zu bedenken. »Sie wissen noch wenig von den alten Römern und würden sich sicher langweilen.«

»Man kann nicht früh genug damit anfangen«, beharrte der Onkel.

»Finde ich auch«, sagte Herbert vorlaut. »Ich habe erst neulich im Gymnasium gehört, wie Rom entstanden ist. Da waren die Zwillinge Romulus und Remus. Sie waren Zwillinge so wie Suse und ich. Nur haben die beiden Rom gegründet und wir nicht.«

»Hahaha«, lachte der Onkel. »Ist das der einzige Unterschied zwischen den römischen Zwillingen und euch?«

»Nein, Romulus und Remus sind von einer Wölfin, die die Kinder gefunden hat, aufgezogen worden und wir von unserer Mutti. Siehst du, ich weiß ganz genau, wie es war. Und

deshalb können wir auch mit nach Pompeji gehen. Bitte, Onkel, nimm uns mit!« bat Herbert.

»Wir werden den Vater fragen, sobald er aus Rom zurück ist«, entschied die Mutter.

»Aber das dauert noch so lange«, murrte der Sohn.

Aber es half ihm nichts. Er mußte sich gedulden.

Als der Vater nach vierzehn Tagen wiederkam, hatte er nichts dagegen, daß seine Zwillinge Pompeji besichtigen sollten. Denn was man mit eigenen Augen sieht, merkt man sich viel besser.

Suse war von dem Ausflug nicht sehr erbaut. Denn wenn der Vesuv schon einmal Pompeji mit seiner Asche verschüttet hatte, was hinderte ihn daran, das ein zweites Mal zu tun? Am Ende gerade dann, wenn sie da waren.

»Onkel Ernst, glaubst du, daß es gefährlich ist, nach Pompeji zu fahren?« erkundigte sie sich vorsichtig.

»Gefährlich? Wieso, Herzchen? Es gibt dort doch keine Löwen und Tiger.«

»Aber der Vesuv kann wieder bis dorthin Feuer spucken. Und dann werden wir alle unter der Asche begraben. Und ich habe überhaupt eine französische Übersetzung bis Mittwoch auf, die muß ich noch fertig machen.«

Der Onkel mußte herzlich lachen. »Da wird der Vesuv gewiß ein Einsehen haben und kein Feuer spucken!«

Am nächsten Sonntag fuhr man nach Pompeji.

»Macht Pompeji auch so einen Lärm wie der Vesuv?« erkundigte sich Suse zaghaft in der Bahn.

»Nein, Suschen, Pompeji ist eine tote Stadt.«

Eine tote Stadt – davor hatte ja Suse noch viel mehr Angst.

»Zuerst wollen wir das Museum besichtigen«, schlug Onkel Ernst vor.

Sie sahen Tonkrüge und andere Gefäße. Onkel Ernst konnte über jeden langweiligen Krug eine lange Geschichte erzählen. Die Schädel und Knochenskelette von Menschen und Tieren interessierten Herbert schon mehr. Nur Suse wollte sie nicht sehen.

Dann besichtigten sie alte Schränke, Türen, Fenster und Holzläden. Der Onkel erzählte wieder begeistert lange Ge-

schichten darüber.

Herbert zupfte ihn am Ärmel. »Du, Onkel Ernst, du machst nur Spaß, nicht wahr?«

»Spaß, worüber denn?«

»Daß du die alten, kaputten Sachen schön findest. Unsere Fenster zu Hause und auch die Türen sind doch schöner und neuer.«

»Gerade das Alte ist so kostbar, weil es so lange unter der Erde gelegen ist«, erklärte Onkel Ernst seinem Neffen.

»Meinetwegen hätte es da auch weiter liegenbleiben können«, meinte Herbert gleichgültig.

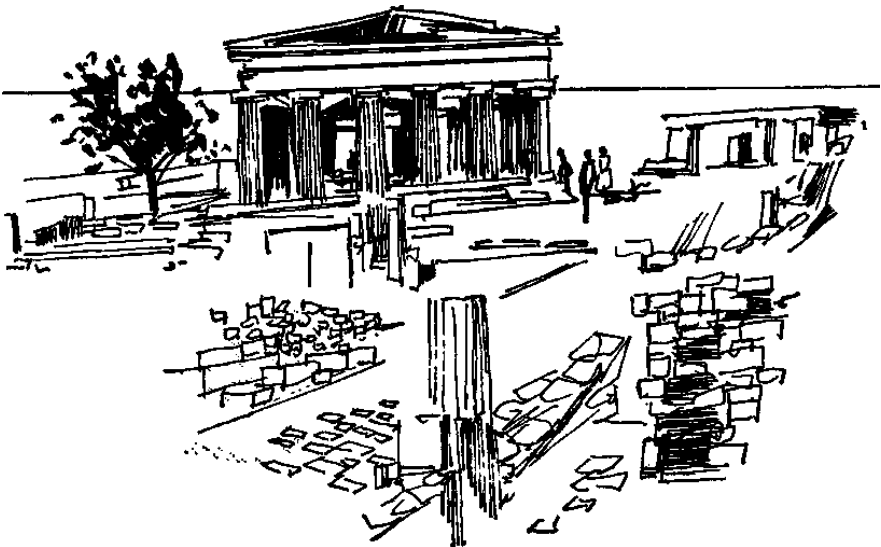
Sie verließen das Museum.

»So, jetzt kommen wir in die Stadt«, sagte Onkel Ernst.

»Das soll eine Stadt sein?« Wie aus einem Munde riefen es die Zwillinge. Sie sahen sich betroffen um. Einige Mauerreste schauten aus der Erde heraus.

Zwischen ein paar alten Tempelsäulen spielten die Kinder Verstecken. Sie sprangen die Steinstufen zum Tempel auf einem Bein hinauf und wieder hinunter.

»Nein, Kinder, das geht hier aber wirklich nicht«, sagte der Vater entsetzt. »Pompeji ist kein Kinderspielplatz. Nehmt euch zusammen.«



»Ich war gleich dafür, die Kinder zu Hause zu lassen«, sagte die Mutter. »Es fehlt ihnen noch das Verständnis dafür!« Der Vater machte die Kinder auf eine Sonnenuhr aufmerksam, die im Tempelhof angebracht war. »Das ist die älteste und einfachste Uhr, die wir kennen«, erzählte er. »Ein Stab wird in die Mitte eines Kreises in die Erde gesteckt. Man schreibt die Zahlen von 1 bis 12 in den Kreis. Der Schatten des Stabes, der sich nach der Stellung der Sonne richtet, bildet den Zeiger und gibt die Zeit an.«

»Fein«, rief Herbert. Zum erstenmal war er von irgend etwas in der toten Stadt begeistert. »Du, so eine Sonnenuhr machen wir uns morgen im Garten.«

Auch Suse gefiel die Uhr.

Die beiden Herren vertieften sich in die Inschriften auf den Mauern oder Altären, die verschiedenen römischen Göttern geweiht waren.

Frau Winter genoß den wundervollen Blick auf den Golf und die violette Bergkette dahinter.

»Seht nur, wie harmlos der Vesuv dasteht, Kinder. Dabei hat er doch das ganze Unheil hier angerichtet, er hat die herrliche Stadt Pompeji in eine Ruinenstadt verwandelt«, sagte die Mutter nachdenklich.

Suse schielte zum Vesuv hinauf. Herbert aber rief lebhaft:

»Ein Glück, daß Pompeji verschüttet worden ist!«

»Wieso denn, Herbert?«

»Na, sonst könnte Onkel Ernst nicht Doktor werden. Ich denke, er macht seine Doktorarbeit über die verschüttete Stadt.«

»Freilich, das ist ein wichtiger Grund«, lachte der Onkel, der das gehört hatte.

Sie besichtigten Tore und viele Tempel, große Bäder, die mit buntem Marmor ausgelegt waren, und vieles andere.

»Die Häuser haben hier ja keine Fenster?« wunderte sich Herbert. »Sie haben nur vergitterte Öffnungen, sind das Gefängnisse?«

»Nein, Herbert, das sind Wohnhäuser. Die Häuser im Altertum hatten keine Fenster auf die Straße. Die Häuser in Pompeji hatten eine große Halle, an der alle Wohnräume

lagen. Sie bekamen nur durch eine Öffnung an der Decke Licht. Man nannte diese Halle – «

»Atrium«, schrie Herbert dazwischen. »Das hat uns neulich der Lateinlehrer erzählt.«

Jetzt war es Suse wieder nicht recht, daß Herbert mehr wußte als sie.

Die alten Häuser waren bunt, die Wände meistens leuchtend rot und mit Malereien geschmückt.

In einem Haus war eine Küche zu sehen, in der noch die Kochtöpfe auf dem Herd standen.

»Ist da noch Essen drin?« erkundigte sich Herbert. Er hörte schon seinen Magen knurren.

»Das Essen wird inzwischen schon kalt geworden sein«, lachte Onkel Ernst.

Sie besichtigten auch noch das Theater. Die Sitze stiegen im Kreis um einen freien Platz hinauf.

Sie sahen noch eine Bäckerei mit Backofen und Mühlen.

»Diese Kornmühlen wurden von Eseln oder auch von Sklaven betrieben«, berichtete der Onkel.

»Die armen Sklaven«, bedauerte Suse die Ärmsten.

Herbert bedauerte nur, daß im Backofen kein Brot war, da er doch schon so hungrig war.

»Das Brot würde inzwischen etwas altbacken sein«, meinte die Mutter lächelnd. »Daran würdest du dir die Zähne ausbeißen.«

Sie gingen durch die Gräberstraße, in der sich die Grabstätten der vornehmen Pompejaner befanden.

»Nachher kommen wir zu einem Wirtshaus«, sagte Onkel Ernst zum Vater.

»Fein«, rief Herbert. »Ich habe schon einen Riesen hunger.«

»Da wirst du nicht viel zu essen finden, mein Junge. Es sind nur zwei steinerne Schenktische übriggeblieben.«

Die Mutter nahm ihre Zwillinge und führte sie zum Ausgang. Sie waren schon sehr müde und gähnten immerzu.

Die beiden Herren blieben noch in der Stadt und machten Aufnahmen.

Draußen, in einem modernen Gasthaus, gab es dann doch etwas zu essen.

»Hier ist es viel schöner als in der toten Stadt«, sagte Suse und biß in ein Stück Kuchen.
Herbert aber meinte: »In Pompeji ist gar nichts los, Berlin ist viel schöner!«

DIE HEIMAT RUFT

Im Norden schmolz der Schnee, und die ersten Schneeglöckchen wagten sich schüchtern aus der Erde. In Italien aber blühten schon die Frühlingsblumen. Jeder Winkel, jede Mauernische war mit bunten Blumen übersät. Der Winter war vorüber, und man hatte in Italien gar nicht bemerkt, daß er überhaupt dagewesen war.

»In Neapel gibt es keinen Eislaufplatz, keine Rodelbahn und kein Schigebiet. Nein, hier ist wirklich nicht viel los im Winter«, fand Herbert. Nur die Orangen, die man sich selbst von den Bäumen pflücken konnte wie die Weintrauben im Herbst, die trösteten ihn ein wenig.

In der Schule gehörten die Zwillinge zu den besten Schülern. Herbert, weil er eine rasche Auffassungsgabe besaß, und Suse, weil sie fleißig und gewissenhaft war. Die Lehrer und die Schüler hatten beide Kinder sehr gern. Sie sprachen fließend Italienisch und machten nur mehr wenig Rechtschreibfehler. Suse konnte schon gut Französisch, weil sie täglich mit Rita und ihrer Tante übte. Da war es Herbert, der von seiner Schwester lernte.

Suse konnte auch besser Klavierspielen als ihr Bruder. Sie spielte bereits leichte Stücke aus italienischen Opern. Aber Herbert plagte sich noch immer mit der Klavierschule.

Zur Belohnung gingen die Eltern mit den Kindern in die Oper. Es wurde »Troubadour« gegeben. Zum erstenmal waren die Zwillinge in einem richtigen Theater. Hier saßen lauter große Leute in schönen Kleidern. Die Musik war herrlich, nur die Oper zu traurig und aufregend.

Ostern zog ins Land, und mit dem Fest kamen viele Fremde nach Italien. Ein ganzes Jahr waren Suse und Herbert schon in Neapel. Onkel Ernst aber dachte nun an die Heimfahrt. Er hatte seine Doktorarbeit über Pompeji beendet.

Betrübt half Frau Winter ihrem Bruder beim Packen.

»Wie gerne möchte ich mit dir fahren, Ernst. So schön es auch in Italien ist, zu Hause ist es doch am schönsten. Ich habe Sehnsucht nach meiner Heimat!«

»Vielleicht kommt ihr alle bald heim«, tröstete sie der Bru-

der.

»Das glaube ich nicht. Paul will noch ein Jahr in Rom auf der Sternwarte bleiben. Es ist sicher eine interessante und ehrenvolle Aufgabe. Da müssen natürlich meine persönlichen Wünsche schweigen.«



»Werdet ihr dann weiter in Neapel wohnen?«

»Sicher nicht. Wir werden dann nach Rom übersiedeln. Sehr günstig wäre es für die Kinder nicht. Sie müßten wieder die Schule wechseln. Dazu ist es im Sommer in Rom unerträglich heiß. Es fehlt dort die frische Seeluft wie hier in Neapel.«

»Dafür ist Rom eine wunderschöne Stadt mit vielen Kunstschätzen.«

»Freilich, aber wir würden im Sommer nicht in Rom bleiben. Wir würden uns eine Sommerwohnung in Frascati mieten. Da kann Paul auch nur über den Sonntag zu uns kommen.«

»Das wird sich schon alles finden, meine Liebe. Denn erstens kommt es immer anders und zweitens, als man denkt«, scherzte der Bruder.

Onkel Ernst war mit einem Sack voller Grüße an die Großel-

tern nach Freiburg abgereist. Die Zwillinge hätten sich am liebsten mit in Onkel Ernsts großen Koffer packen lassen. Erst durch die Abreise wurde ihnen klar, wie weit sie von ihrer Heimat entfernt waren.

Mija, Suses lustiges Kätzchen, war Mama geworden. Sechs kleine liebe Katzenkinder lagen eines Tages in einem Körbchen. Sie waren so schön wie ihre Mutter.

»Mutti, Muttichen, ich bin Katzenschwester geworden; Mija hat süße, kleine Kätzchen gekriegt, alles Zwillinge wie wir«, jubelte Suse und lief zur Mutter.

»Sechslinge sind keine Zwillinge«, verbesserte sie Herbert.
»Pietro will sie alle ersäufen.«

Suse schaute ihren Bruder mit so entsetzten Augen an, als ob sie selbst ersäuft werden sollte.

»Nein, liebe Mutti, erlaube doch nicht, daß Pietro meinen süßen Kätzchen etwas tut«, schluchzte Suse. Sie stellte sich vor das Körbchen mit den Katzen, um sie zu schützen.

Die Mutter beruhigte das aufgeregte Kind. Als Pietro erfuhr, daß Suse um ihre Kätzchen weinte, ließ er sie alle sechs am Leben. Denn er hatte das Mädchen besonders ins Herz geschlossen, weil sie ihm im Garten bei den Blumenbeeten half. Die Kätzchen wurden nicht ersäuft, sondern verschenkt. Eines bekam Rita von ihrer Freundin Suse verehrt und war glücklich darüber. Nur Ritas Tante hatte weniger Freude damit.

Ein schneeweißes Kätzchen mit rosarotem Schnäuzchen und glasgrünen Augen, das schönste von allen, aber durfte sich Suse selbst behalten. Sie gab ihm süße Milch zu trinken und schützte es vor dem eifersüchtigen Bubi.

Um ihre Schwarzwald-Lotti kümmerte sich Suse überhaupt nicht mehr, seitdem sie Katzenschwester geworden war. Die arme Puppe lag in ihrer Ecke und kränkte sich. »Herbert hat recht, Puppen sind dumm und leblos. So ein Kätzchen ist viel lieber«, sagte Suse und verwöhnte die Kleine – die »Piccola«. So nannte sie Mijas Kind.

In der Schule hatten die Zwillinge viel zu lernen. Das Schuljahr ging dem Ende zu. Man mußte fleißig sein, um in die höhere Klasse versetzt zu werden.

Es war Mai und schon sehr heiß. Der Professor war aus Rom zurückgekehrt und saß mit seiner Frau auf der Blumenterrasse. Die Luft war voll Blütenduft.

»In diesen Tagen muß ich mich entscheiden, ob ich die Stelle in Rom annehme oder nicht«, begann Professor Winter. »Ich habe um einige Tage Bedenkzeit gebeten, damit wir darüber sprechen können.«

»Da gibt es doch nicht viel zu überlegen, Paul. Wenn du in Rom arbeiten willst und es dir Freude macht, dann übersiedeln wir natürlich nach Rom«, sagte Frau Winter.

»Ich weiß, du hast andere Wünsche. Du sehnst dich nach Berlin. Auch ohne daß du es sagst, weiß ich es.«

Seine Frau schwieg. Sie blickte nachdenklich über das blaue Meer.



Warum hatte sie nur solche Sehnsucht nach der Heimat? In Italien war es doch so schön. Und Rom war eine wunderschöne Stadt. Sie war wirklich undankbar.

»Unterschreibe den Vertrag für Rom«, drängte sie, damit ihr der Entschluß nicht wieder leid tat.

»Das hat ja noch bis morgen Zeit«, lächelte der Professor und stieg auf das Dach, um sein Fernrohr in Ordnung zu bringen.

Frau Winter blieb allein auf der Terrasse zurück. Die Orangenblüten rochen betäubend. Um wieviel zarter war der Lindenblütenduft daheim in Berlin. Nun, auch dieses Jahr würde vorübergehen.

»Wann habt ihr Schulschluß?« fragte die Mutter ihre Zwillinge beim Mittagessen.

»Ende Juni. Ich freue mich schon darauf. Rita ist die beste Schülerin in der Klasse«, erzählte Suse und wickelte geschickt ihre Spaghetti um die Gabel. Das hatte sie wie so manches andere in Italien gelernt.

»Auch ich gehöre zu den besten Schülern in der Klasse«, erklärte Herbert stolz.

»Nimm den Mund nicht zu voll, mein Sohn, sowohl mit Worten wie mit Spaghetti«, lachte der Vater. »Also dann können wir ja am ersten Juli nach Rom übersiedeln.«

Beiden Kindern blieb der Bissen im Mund stecken.

»Was, nach Rom, Vater? Sagst du das im Spaß, oder meinst du es ernst?« rief Herbert aufgeregt.

»Ernst, mein Junge. Ich will dort eine neue Arbeit beginnen.«

»Fein! Wie wird mich Enrico beneiden. Zeigst du uns dann die Wölfe auf dem Kapitol, Vater, von denen du uns erzählt hast? Und dürfen wir in den Vatikan hinein, wo der Papst wohnt?« Herbert wollte wieder alles auf einmal wissen. Alles Neue begeisterte ihn sofort.

Suse saß ganz still vor ihrem Teller. Tränen rannen ihr über die Wangen und tropften auf die Spaghetti.

»Suschen, freust du dich gar nicht? Bist du traurig darüber?« fragte der Vater erstaunt.

»Ich will nicht fort von Rita, von Pietro und von Teresina und von Mija und den Kätzchen und von all meinen lieben Blumen im Garten«, schluchzte sie.

»In Rom findest du neue Freunde«, tröstete sie die Mutter. Auch sie trennte sich schwer von dem, was sie einmal lieb gewonnen hatte.

»Dann will ich lieber nach Deutschland zurück.« Suse sprach das aus, woran die Mutter schon lange dachte und was sie sich wünschte. Suschen hatte Angst vor der neuen

Stadt und vor einer neuen Schule.

»Am ersten Juli werde ich mich dann in Rom melden«, sagte der Vater. »Bis dahin seid ihr in die nächste Klasse versetzt und braucht keine Aufnahmeprüfung in Rom zu machen.«



Das war immerhin ein Trost für Suse.

»Der Briefträger – der Briefträger!« rief Herbert und lief ihm entgegen. Er brachte immer Post aus Berlin.

Heute war eine Karte von Onkel Ernst aus Freiburg dabei und eine von der Omama aus Berlin für Suse und Herbert Winter.

Die Omama hatte schon solche Sehnsucht nach ihren Kindern. Sie fragte, ob sie denn Deutschland schon ganz vergessen hätten.

Inzwischen hatte auch der Vater seine Dienstpost durchgesehen. Ein Schreiben hielt er länger in der Hand und sah nachdenklich hinein. Er vergaß ganz, daß noch ungeöffnete Briefe auf dem Tisch lagen.

»Hast du eine unangenehme Nachricht bekommen?« fragte

seine Frau besorgt.

Der Professor fuhr sich mit der Hand über die Stirn. Seine Augen strahlten.

»Wir werden am ersten Juli nicht nach Rom übersiedeln«, sagte er ganz ruhig.

»Warum?« riefen die anderen wie aus einem Mund.

»Was ist geschehen, Paul, was hast du für Nachricht bekommen?« fragte Frau Winter erschrocken. In den Briefen aus Deutschland stand doch, daß alle Verwandten gesund seien. Trotzdem machte sie ein sorgenvolles Gesicht.

»Die Heimat ruft!« sagte der Professor und reichte seiner Frau den Brief.

Er kam aus Göttingen. Die Mutter las ihn aufgeregt durch. Die Kinder beobachteten ihr Gesicht.

Professor Winter wurde aufgefordert, die Leitung des neuen Planetariums in Göttingen zu übernehmen.

Frau Winter wurde blaß und dann wieder rot.

»Was wirst du tun, Paul?« fragte sie zaghaft. Ihr Herz schlug vor Aufregung bis zum Hals.

»Ich werde natürlich annehmen. Ich bin glücklich und stolz, daß man mich zu Hause braucht«, sagte der Professor fröhlich. »Ich weiß, du hättest für mich das Opfer gebracht und wärest noch länger in dem fremden Land geblieben. Aber um so glücklicher bin ich, daß wir jetzt heimfahren können.«

Jetzt erst hatte Suse die frohe Nachricht begriffen. Voll Freude sprang sie im Zimmer umher und umarmte ihre Mutter. Dabei vergaß sie ganz ihre Freunde in Neapel, die sie verlassen mußte.

Herbert aber saß da mit einem langen Gesicht.

»Du kannst ja gar nicht nach Göttingen, Vater. Du hast ja schon gesagt, daß wir nach Rom ziehen. Wenn man etwas verspricht, das muß man auch halten«, sagte Herbert enttäuscht.

Der Vater lachte. »Zum Glück habe ich den Vertrag für Rom noch nicht unterschrieben.« Er war selbst glücklich, daß er wieder nach Hause fahren konnte.

»Und die Wölfe auf dem Kapitol, und der Papst und der Vatikan? Und das Kolosseum wolltest du uns auch zeigen! Ich

muß es mir überhaupt anschauen, weil wir in der Schule davon gelernt haben«, rief Herbert.

»Wir werden auf der Rückreise einige Tage in Rom bleiben. Dann kannst du dir ansehen, was du willst. So, nun werde ich gleich nach Göttingen schreiben, daß ich die Stelle dort ab ersten Juli annehme.« Der Professor ging zum Schreibtisch. Seine Frau war glücklich. Nur der Herr Sohn war ein wenig traurig.

Aber so schnell ließ Herbert nicht locker. Er hingte sich an den Vater.

»Vater, was ist ein Planetarium eigentlich?« Das mußte er doch unbedingt wissen, wenn sein Vater dort Direktor werden sollte.

»Na, überlege einmal, woher das Wort kommt.«

»Von Planeten natürlich.«

»Richtig. Im Institut ist eine große Kuppel, an der die Sterne und vor allem die Planeten eingefügt sind. Die Sterne werden elektrisch beleuchtet, so daß man den Gang der Planeten daran zeigen kann.«

Suse schleppte den Atlas herbei.

»Ich will nur schauen, wie weit das von Berlin entfernt ist, weil sich doch unsere kleine Omama so sehr nach uns sehnt.«

»Die Omama laden wir dann zu uns ein. Kinder, ich freue mich schon so auf zu Hause!« rief die Mutter.

»Und Frau Annchen laden wir auch ein – «

»Und vor allem meinen Laubfrosch. Der italienische fängt nicht so gut Fliegen.«

Pietro und Teresina konnten gar nicht glauben, daß ihre Engelchen schon so rasch fortfahren wollten.

Rita aber weinte, als sie hörte, daß ihre kleine deutsche Freundin sie verlassen mußte. Sie wollte sie bald in Deutschland besuchen.

Immer näher rückte der Tag der Abreise, immer näher kam mit ihm das Zeugnis. Da gab es aber eine Überraschung. Suse wurde mit sehr gutem Erfolg in die vierte Klasse versetzt, und Herbert hatte ein schlechteres Zeugnis als seine Schwester. Trotzdem stieg auch er in die Quarta auf.

Eine Woche später verließ Familie Winter das schöne Neapel. Der Abschied von Teresina, Pietro, den Vesuvkindern und von Mija fiel allen schwer. Der rauchende Vesuv schickte ihnen die letzten Grüße.

Das kleine Kätzchen »Piccola« aber durfte mit auf die große Reise.

